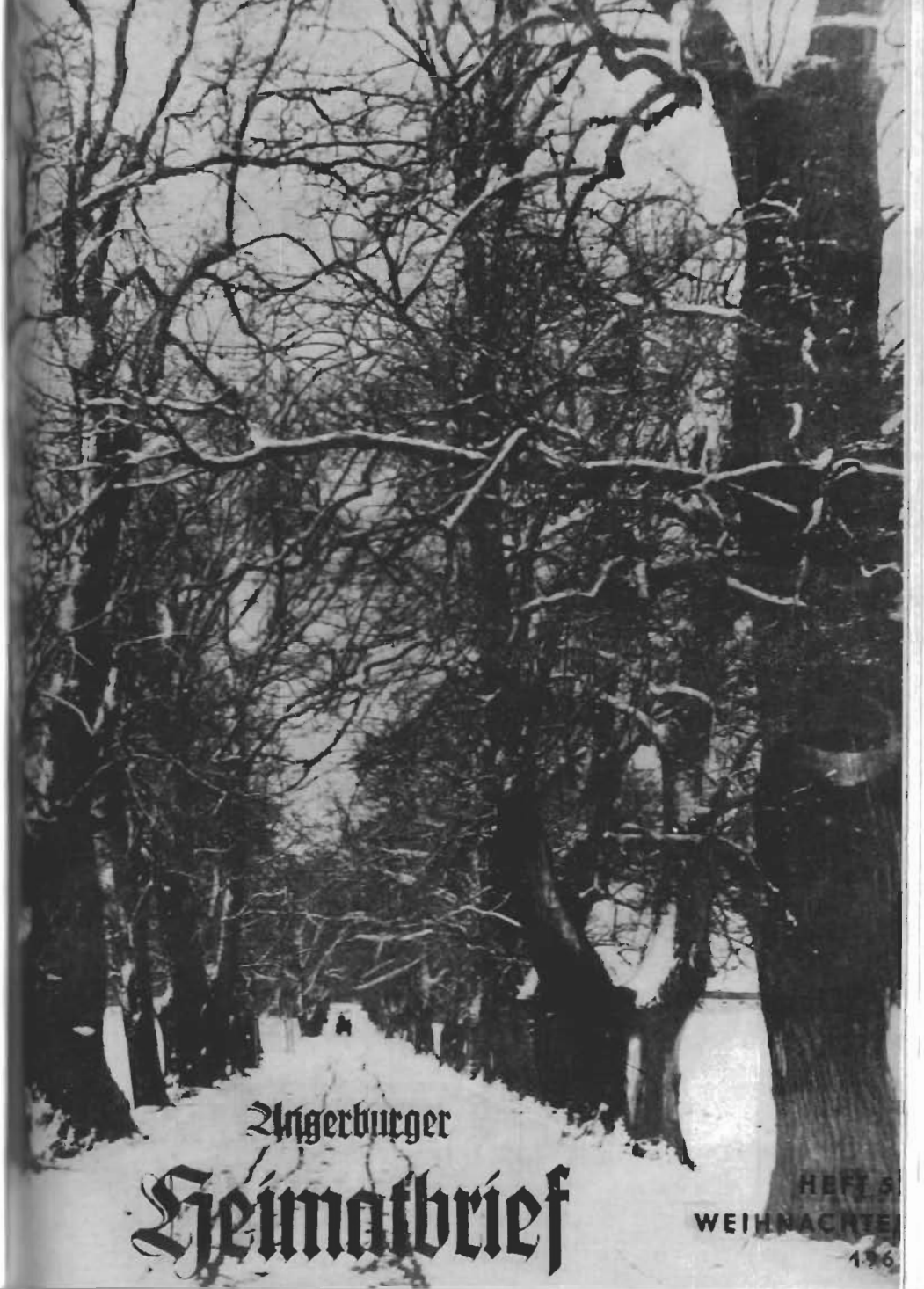


Angerburg im Heimatland ist und bleibt uns festes Band!  
 Dabei will helfen der Heimatbrief, den man dafür ins Leben rief.  
 Dreimal im Jahr 3000 Stück,  
 lenken die Blicke voraus und zurück.  
 Seine Kosten sollen sich decken aus Spenden,  
 so muß er sich bittend an seine Leser wenden:  
 Ein jeder sein Teil dazu gebe,  
 damit unser Heimatbrief lebe!

R. V.



Angerburger  
**Heimatbrief**

HEFT 5  
 WEIHNACHTEN  
 1966

## Liebe Angerburger!

Sie begehen das 21. Weihnachtsfest seit der Vertreibung. Viele Ihrer Landsleute sind im letzten Jahr von uns gegangen, die darauf hofften und vertrauten, in ihre geliebte Heimat zurückkehren zu dürfen. 20 Jahre nach dem Ende des Krieges haben die Völker Europas noch nicht zur Vernunft gefunden. Das ist eine bittere Erkenntnis im Jahre der Menschenrechte! Sie verpflichtet uns aber auch, um so größere Anstrengungen zu machen, den geschriebenen und ungeschriebenen Menschenrechten zum Siege zu verhelfen, damit die Menschheit vor neuer tragischer Verstrickung bewahrt bleibt.

Sie, liebe Angerburger, sollen wissen, daß Ihr Patenkreis sich Ihnen auch künftig eng verbunden fühlt. Wir tragen mit Ihnen eine gemeinsame Verantwortung, für das Recht unseres ganzen Volkes unermüdlich und unerschrocken einzutreten. Wir wollen uns auch nicht dadurch beirren lassen, daß es auch bei uns Menschen gibt, die — aus welchen Beweggründen auch immer — offenbar planmäßig bestrebt sind, den Selbstbehauptungswillen unseres Volkes durch ständige Leugnung seines Rechts zu zermürben, es geistig aufzuspalten und so allmählich zur Aufgabe seiner wohlbegründeten Ansprüche reif zu machen. Dabei schützt man vor, daß Eile geboten sei. Aber auch die Lösung der Deutschen Frage ist nicht so dringend, daß sie unter Aufgabe unseres Rechts erkaufte werden müßte. Wer das Recht auf seiner Seite weiß, braucht nicht ungeduldig zu werden. Nichts ist in der Geschichte unabänderlich! Was uns heute als „Realität“ hingestellt wird, kann morgen Vergangenheit sein, da ihr keine auf Völker- und Staatsrecht, keine auf Menschenrecht gegründete Kraft inneohnt. Das weiß der Osten anscheinend sehr wohl und bedient sich deswegen seiner Fürsprecher unter uns als Bundesgenossen. Das klar zu erkennen heißt für uns zugleich, noch stärker das Bewußtsein unserer Heimatverpflichtung in uns zu spüren und dieses Bewußtsein weiterzugeben an Kinder und Kindeskinde, damit, wenn wir einmal abberufen werden, für uns die neue Generation eintreten kann.

Aus vielen Beiträgen dieses Weihnachtsrundbriefes spricht diese Haltung. Die Berichte über die jetzigen Verhältnisse im Kreise Angerburg werden manche mit Wehmut lesen, doch empfinden wir dabei vielleicht besonders stark die Bindung und die Liebe zur Heimat, die uns durch noch so lange Trennung nicht genommen werden kann.

In herzlicher Verbundenheit wünschen wir allen Angerburgern ein frohes Weihnachtsfest und ein segensreiches neues Jahr.

Brunckhorst  
Landrat

Janßen  
Oberkreisdirektor



Kath. Kapelle Angerburg 1965 (jetzt griechisch-orthodoxes Gotteshaus)



Bahnhof Angerburg 1965 (2 Fotos: Archiv)

## Liebe Landsleute aus unserem Heimatkreis Angerburg!

Zum Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel möchte der Heimatbrief wieder bei seinen Lesern, bei seinen Angerburgern und deren Freunden sein. Er möchte Erinnerung sein und Probleme aufzeigen, die es zu lösen gilt, bis es einmal möglich sein wird, daß deutsche Menschen wieder in freier Selbstbestimmung im deutschen Osten wohnen werden können.

Die Gedanken rückwärts wandern zu lassen ist menschliche Eigenart. Solches Erinnern ist oft froh und dankbar. Aber für alle Heimatvertriebenen ist es oft auch begleitet von Schmerz, Trauer und Wehmut. Ein Erinnert-Werden empfinden Menschen teilweise als unangenehm, mahnt es doch nicht selten an vernachlässigte Aufgaben und Pflichten. In einem nachfolgenden Beitrag mahnt Dietrich Wawzyn an „Die Stunde der Wahrheit“. „Was sind wir bereit zu tun?“ Das war die Frage des Heftes 51 des Heimatbriefes. Günther Born versucht eine Teilantwort darauf zu finden. Der Beitrag „Heimatverzicht — Ja oder Nein?“ von Pfarrer Marienfeld stellt den Leser mitten in die politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart.

Mit bisher seltener Ausdauer und Beharrlichkeit steht „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ auf Grund der gleichnamigen Denkschrift der Kammer für öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirche Deutschlands — EKD — in der gegenwärtigen öffentlichen Diskussion. Bei dem Umfang der Denkschrift von 44 Druckseiten ist es unmöglich, mit wenigen Worten ein umfassendes Urteil über die Denkschrift zu geben. Eines ist aber unumstößlich, daß wir als Angerburger, als Ostpreußen, als Heimatvertriebene und als Bürger der Bundesrepublik Deutschland die Denkschrift trotz ihrer teilweise positiven Feststellungen in ihrer Zielsetzung ablehnen und verurteilen müssen. Nach oft wiederholten Aussagen der Massenmedien sind scheinbar allein die Vertriebenen die „Störenfriede“, die Protest erheben. Ist aber in der Denkschrift nicht auch der Vorwurf der Unredlichkeit von Bundesregierung, politischen Parteien des Bundestages und Patenschaftsträgern in der Bundesrepublik enthalten? — In der „Welt am Sonntag“ vom 31. 10. 65 nimmt H. G. von Studnitz wie folgt Stellung zur Denkschrift der EKD: Bismarck hat einmal gesagt, daß die Deutschen außer Gott nichts in der Welt fürchten. Sie haben heute Anlaß, auch die Theologen zu fürchten. Läßt Gott sich wirklich so interpretieren, wie dies in dieser Denkschrift geschieht? —

Was haben wir der Denkschrift entgegenzuhalten?

Dr. Gerhard Scheuer, als junger Völkerrechtswissenschaftler, formulierte es kürzlich in Kiel sinngemäß: Das Deutsche Reich als Staat ist mehr als eine Norm des Völkerrechts. Die endgültige Abtrennung der deutschen Ostgebiete vom Deutschen Reich würde eine Annektion sein. Annektionen können nur durch Verzicht anerkannt werden.

Liebe Landsleute, gerade diese letzte Aussage des Völkerrechts sollten wir sehr klar erkennen und allen entgegenhalten, die uns und das ganze deutsche Volk zum Verzicht auf die deutschen Ostgebiete bewegen wollen. Denn die Sieger von 1945 im Osten kennen auch das Völkerrecht. Moskau wartet auf den Verzicht des deutschen Volkes, um seine beabsichtigte Annektion legalisieren zu können. Nicht einer „Versöhnung“ mit Polen würde ein solcher Verzicht dienen, wie es die Denkschrift der EKD zum Ausdruck bringt.

Als eine Rechtspflicht hat das Bundesverfassungsgericht die Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland anerkannt! Die Präambel enthält den Satz:

Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.

So ist unsere Heimatpolitik gesamtdeutsche Politik.

Das dürfen und müssen wir auch allen sagen, die gegen uns sprechen und gegen uns stehen, für die wir „Störenfriede“ sind!

Eine Bestätigung des gesamtdeutschen Charakters unserer Heimatpolitik sind die fast überall bestehenden Patenschaftsverhältnisse in der Bundesrepublik. Wir Angerburger dürfen dankbar feststellen: Die Patenschaft Rotenburg-Angerburg hat allerorten einen guten Klang. Möge es uns auch in Zukunft gelingen, gute Partner in dieser Patenschaft zu bleiben.

Der Angerburger Heimatbrief möchte auch in diesem Heft seinen Lesern wieder Kraft und Hoffnung geben. Er möchte die Gedanken zum ostpreußischen Heimatkreis Angerburg lenken; der älteren und mittleren Generation die Erinnerung wecken; der Jugend mit Schrift und Bild Kunde geben von der Heimat der Eltern. Die Unterbrechung der Hast des Alltags durch weihnachtliche Feiertagsruhe sowie durch Rückblick und Ausblick am Jahresende ist wie keine andere Zeit des Jahres besser dazu geeignet. Zur Zeit des Schreibens dieser Zeilen legt die Natur zum ersten Mal in diesem Winter ihr weißes Kleid der Ruhe und des Friedens an. Weihnachtswetter! Die Weihnachtsbotschaft Gottes will auch uns Angerburgern Glauben an Seine Macht und Zuversicht für unsere Zukunft geben.

Mit dem Wunsche für ein gesundes, gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes, erfolgreiches Neues Jahr grüßt Sie Ihr Kreisvertreter.

Friedrich-Karl Milthaler

### Das Bundestreffen 1966

der Landsmannschaft Ostpreußen findet statt

**am 2./3. Juli in Düsseldorf**

Die politische Situation der Gegenwart verlangt, daß alle ostpreußischen Menschen sich an diesem Tage geschlossen zu den Zielen und Forderungen der Landsmannschaft Ostpreußen bekennen.

Allen anwesenden Angerburgern wird eine reservierte Halle des Messegeländes nach der Kundgebung Gelegenheit zum Zusammensein geben.

— das Angerburger Hauptkreistreffen — finden statt

**am 11./12. Juni in Rotenburg i. Hann.**

Die Erfüllung der Patenschaft durch den Landkreis Rotenburg gebietet es allen heimatbewußten Angerburgern, ihrer Anerkennung, ihrem Dank und ihrem Willen zur Mitarbeit Ausdruck zu geben durch ihr Erscheinen im Patenkreis an diesem Tage.

F. K. Milthaler, Kreisvertreter

## Advent

Aus dem Dämmern leuchtet der Stunde Licht,  
wendet nach innen dein Gesicht,  
wo die Schatten leben, die kein Tod befreit,  
auf den Straßen der Vergangenheit.

Wir tragen alle der Jahre Mal,  
Krieg und Flucht und Schuld und Qual.  
Wir gingen die Wege, von Grauen umweht,  
wo Kreuz an Kreuz auf den Äckern steht.

Wir gedenken der Toten, in Liebe vereint,  
wir gedenken der Tränen, die um sie geweint.  
Wir spüren tief der Stunde Gebot,  
zu heilen die Wunden, zu bannen die Not.

Wir stehen zusammen, ernst und treu,  
auf daß kein Opfer vergebens sei,  
daß Güte einmal die Menschen eint,  
daß Völker Brüder sind und Freund,

und alle, die dulden der Knechtschaft Qual,  
beglücke der Freiheit warmer Strahl  
und schaffe Recht, wo noch Unrecht brennt,  
und führe zusammen, was heut noch getrennt!

Weit scheint der Weg und das Dickicht dicht —  
Aus dem Dämmern leuchtet der Weihnacht Licht,  
das neu das Herz mit Hoffen erhellt:  
Freiheit und Frieden, uns — und der Welt!

Fritz Audirsch

## Die Stunde der Wahrheit

Es ist jetzt zwei Jahre her, als ich — noch beeindruckt von dem Grubenunglück in Lengede — in unserem Heimatbrief die Mahnung aussprach: „Gebt Klopffzeichen, Landsleute!“

Lengede . . . wie weit liegt das Drama der eingeschlossenen Bergleute und ihrer wundersamen Rettung schon zurück! Täglich passiert soviel Neues, und Lengede ist eine ferne Mahnung.

Es ist jetzt zwanzig Jahre her, als die Rote Armee in Ostpreußen einmarschierte. Aber wie sehr verblaßt ist die Erinnerung an das Drama der Flüchtlingstrecken und an die wundersame Rettung vieler, die heute im bundesdeutschen Wirtschaftswunderstaat das Wort „Flüchtling“ oder „Heimatvertriebener“ nur noch ungen hören!

„Laßt uns doch endlich mit der Heimatpolitik in Ruhe, wir kriegen den deutschen Osten ja doch nie zurück!“ So reden und so denken leider allzu viele unserer Landsleute. Der Wohlstand hat sie eingeschlüfert, sie satt gemacht . . . und so sitzen sie vor ihren Fernsehgeräten, in ihren Autos, in den schmacken Eigenheimen und denken an die nächste Urlaubsreise . . . aber nicht an die verlorene Heimat.

Die lateinische Weisheit „Plenus venter non studet libenter — ein voller Bauch studiert nicht gern“, die wir noch in unserer Angerburger Hindenburgschule eingetrichtert bekamen, diese Weisheit war nie gültiger als heute.

Damals, in den Notjahren nach dem Kriege, kamen sie scharenweise zu den Kreistreffen, zu den ostdeutschen Kundgebungen. Seitdem ist der Kreis der Heimattreuen kleiner geworden. Alte Freunde und selbst die engsten Familienangehörigen zählen zu denjenigen, die zu bequem geworden sind oder aus anderen Gründen resigniert haben.

So schnell — kaum zwanzig Jahre nach der Vertreibung — ist die Stunde der Wahrheit gekommen, die Stunde, in der uns die Weltöffentlichkeit mit Recht fragen kann, ob wir noch glaubwürdig sind, glaubwürdig in unserem Rechtsanspruch und unserer moralischen Forderung nach Rückkehr in die ostdeutsche Heimat. Wie viele Heimatvertriebene stehen noch hinter der Forderung nach Recht auf Heimat und auf Selbstbestimmung? Wer ist noch bereit, Opfer zu bringen, und seien es auch nur eine Wochenendfahrt zum Heimattreffen und ein paar Mark Fahrgeld?

Was ist mit der vielgerühmten Heimatliebe der Ostpreußen, Pommern oder Schlesier? Sind Treue und Pflichtgefühl, Kulturbewußtsein und völkischer Stolz bei der Flucht verloren gegangen? Liegegeblieben jenseits des eisernen Vorhangs?

. . . Ich hatt' einen Kameraden . . . einen Klassenkameraden. Er ist heute Universitätsprofessor und der vielleicht bedeutendste deutsche Dozent in Sachen Pädagogik. Aber hat er auch nur eine Zeile zum Thema Heimatrecht geschrieben? Wohl kaum. Und wir haben uns auch seit der Schulzeit bei keinem Heimattreffen wiedergesehen.

Ich hatt' so manchen Kameraden . . . Wo sind sie? Wo sind die Heimattreuen? Wer spricht noch unbekümmert seine Mundart, wer erzählt den Kindern voller Stolz von der schönen ostdeutschen Heimat, wer schreibt empörte Briefe an Zeitungen und Fernsehanstalten, wenn dort öffentlich die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie vertreten wird?

Sind wir deswegen „Revanchisten“ (eine Vokabel der Kommunisten) oder gar „Berufsflüchtlinge“ (eine Vokabel der denkfaulen Bundesbürger)? Sind wir Maulhelden oder gar Machtpolitiker, wenn wir im Freundeskreis und in der Öffentlichkeit den Standpunkt vertreten, daß Völkerrecht unbeugbar ist und daß die Oder-Neiße-Linie himmelschreiendes Unrecht ist.

Es muß unseren Kritikern immer wieder gesagt werden, daß wir „nicht gen Ostland reiten wollen“ und daß der Bund der Vertriebenen federführend für alle Landsmannschaften feierlich auf jede Gewaltanwendung bei der Lösung der deutschen Ostprobleme verzichtet hat. Nicht Kriege können uns die ostdeutsche Heimat wiederbringen, sondern Gespräche, Geduld, Beharrlichkeit und wirtschaftliche Opfer.

Der Bund der Vertriebenen hat auch öffentlich erklärt, daß die in unserer Heimat angesiedelten Polen frei wählen dürfen, ob sie dort bleiben oder in ihre Heimat — nach Ostpolen — zurückkehren möchten. Wir sind zu jeder friedlichen Lösung im Geiste echter europäischer Gemeinschaft bereit.

Zukunftsmusik? — Gewiß. Noch stellen sich die polnischen und russischen Gesprächspartner taub. Und dennoch dürfen wir keine Zeit verlieren, immer wieder zu erklären, daß gerade wir Heimatvertriebenen die Lehren aus der Vertreibung ge-

zogen haben und ohne Haß und mit viel Verständnis eine gemeinsame Lösung mit den östlichen Nachbarn anstreben wollen.

Unsere Lage wäre weniger hoffnungsvoll, wenn die Welt nicht einsehen müßte, daß geteilte Völker ein gefährlicher Sprengstoff für den Weltfrieden sind. Korea war ein Beispiel, Vietnam ist ein zweites. Das Problem der deutschen Wiedervereinigung und der deutschen Ostgrenzen bleibt auf den Merktzetteln der Großen dieser Erde rot angekreuzt, in Washington genauso wie in Moskau. Das ist und bleibt unsere große Chance.

Wahrscheinlich werden wir früher zum Mond fliegen als ohne Paß nach Ostpreußen reisen können. Immerhin, die Mondreise beginnt bereits 1970 . . . und unsere Reise in die Heimat?

Viele Landsleute tragen ihren Geburtsort nicht mehr im Herzen, sondern nur noch im Personalausweis. Um so erfreulicher ist das erwachende Interesse der jungen Generation. Kinder mit und ohne ostdeutsche Eltern stellen drängende Fragen nach jenem dritten Teil Deutschlands, den sie auf der Fernseh-Wetterkarte eingezeichnet finden.

Die ostdeutsche Kulturpflege und Heimatpolitik wird allmählich in die Hände derjenigen übergehen, die im Wohlstand groß geworden sind und die sich mit dem ungetrübten Genuß von Auto, Fernsehen und Ferienreise allein nicht zufrieden geben wollen.

Unser Freundeskreis wird wieder wachsen, die Jugend wird zu uns stoßen, und wir können mit neuen Ideen, frischem Schwung und gewohnter Beharrlichkeit nach Wegen suchen, die uns die ostdeutsche Heimat Schritt für Schritt näherbringen. Das ist der Weihnachtswunsch, das ist die Neujahrshoffnung an der Schwelle eines Jahres, das das dritte Jahrzehnt der Vertreibung aus der Heimat einleitet.

Dietrich Wawzyn

## Heimatverzicht - Ja oder Nein?

Von Pfarrer Marienfeld

(Auszugsweise Wiedergabe)

Es geht um die Denkschrift, die der Öffentlichkeitsausschuß der Evang. Kirche in Deutschland (EKD) erarbeitet hat und die nun mit Zustimmung des Rates der EKD veröffentlicht worden ist. Ihr voller Name ist: „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ —, und dabei geht es vor allem um unser Verhältnis zu den Polen.

Es ist eine „lange“ Denkschrift, 44 Seiten lang in der amtlichen Ausgabe. „Sie“ redet ruhig und sachlich, bemüht sich weithin um Verstehen, um Ausgleich. Das ist so wohlthuend — gegenüber so vielen Verlautbarungen zu den Vertriebenen und ihren Problemen — in Presse, Rundfunk, Fernsehen und Kabarets, in denen verwundet wurde, oft auch mit voller Absicht! Jeder Heimatvertriebene, überhaupt jeder, der sich nun verantwortlich an dem Gespräch beteiligen will, sollte diese Denkschrift lesen, und zwar ganz, von Anfang bis zum Ende. Er findet da sehr viel, dem er von Herzen wird zustimmen können!

Aber die **Akzente** sind längst gesetzt — und zwar so, daß gerade dies verschwiegen wird, und das andere hochgespielt wird und nun eine alles beherrschende Rolle in den jetzigen und in den kommenden Auseinandersetzungen einnimmt bzw. einnehmen wird. Es ist müßig zu fragen, wer an diesem „Hochspielen“ nun Schuld hat. Hier wird jeder den anderen beschuldigen. Man mag und muß das bedauern, aber daran ändern kann man wohl nur sehr wenig. Zu „allmächtig“ sind die Meinungsmacher! Und es war nun wahrlich kein Wunder, daß die Akzente gerade so gesetzt wurden. Wer die Diskussion über das sogenannte Tübinger Memorandum (Frühjahr 1962) im kirchlichen und außerkirchlichen Raum auch nur „im Vorbeigehen“ verfolgt hat, konnte gar nichts anderes erwarten! Oder hatten die Verfasser der Denkschrift hier andere Erwartungen? Die Denkschrift selbst stellt ja fest, „daß die Diskussion (des Vertriebenenproblems) innerhalb und außerhalb Deutschlands mit Reizbarkeit und Ungeduld geführt wird.“ (Seite 9). Sie meint freilich, hoffen zu können, mit ihrer Darlegung „einen Beitrag zur Versachlichung der Diskussion und zur Urteilsbildung zu leisten“ (Seite 10). Ich fürchte, sie hat sich dabei übernommen — und das Gegenteil von dem erreicht, was sie erreichen wollte —, nämlich eine weitere „Erhitzung“, die ein sachliches und ruhiges Gespräch nicht aufkommen läßt. Alle mahnenden und warnenden Stimmen, doch davon abzustehen, schon jetzt **kirchenamtlich** zu reden, mit der Autorität des Rates der EKD — zu dieser Zeit, wo alles noch offen, im Gespräch und im Fluß ist, und das freie Gespräch durch eine kirchenamtliche Erklärung nicht von vornherein zu belasten und zu erschweren, — all diese Stimmen werden durch das Echo, das die Denkschrift gefunden hat, nur bestätigt. Es gibt auch ein Reden — zur „Unzeit“.

Aber nun zu dem, was akzentuiert aus dieser Denkschrift bisher in der Öffentlichkeit vorgetragen ist — und zwar als meine ganz persönliche Stellungnahme, nicht als Stellungnahme der Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen, deren Schriftführer ich bin und die gewiß, wenn auch später, nach eingehender Beratung ihr Wort dazu sagen wird. Ich habe da einige Fragen, die ich einfach unter Stichworten vorlegen will.

### 1. Heimatverzicht — oder Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als endgültige Grenze zwischen Polen und Deutschland

Das Wort „Verzicht“ gebraucht die Denkschrift nicht. Sie lehnt das Wort „Verzicht“ ausdrücklich als einen „negativen Begriff“ und als „eine ganz und gar unzulängliche Bezeichnung für den deutschen Beitrag zu einer Friedensregelung“ ab. (Seite 43). Wenn aber das Wort „Verzicht“ abgelehnt ist, ist damit auch die Sache abgelehnt, um die es bei diesem Wort geht? . . .

Ausgehend von der Tatsache der Schuld des deutschen Volkes gegenüber dem polnischen Volk in den Jahren 1939 bis 1945 sagt sie: „Das Erbe einer bösen Vergangenheit legt dem deutschen Volk eine besondere Verpflichtung auf, in der Zukunft das Lebensrecht des polnischen Volkes zu respektieren, um ihm den Raum zu lassen, dessen es zu seiner Entfaltung bedarf“ (Seite 29). . . .

„Aber der Inhalt dessen, was von deutscher Seite als Wiedergutmachung für das erlittene Unrecht verlangt werden kann, verändert sich in dem Maße, in dem Polen erfolgreiche Anstrengungen gemacht hat, den Besitz in sein Staatsgebiet zu integrieren“. (Seite 29). . . .

### 2. Vom neuen Weg zwischen Deutschen und Polen

.....

#### 4. Das seelische Trauma der deutschen Vertriebenen

Das ist nun das Letzte. Es hängt mit dem Vorigen aufs engste zusammen. Die Denkschrift führt dazu ein Wort von Professor Girgensohn aus seinem Büchlein „Recht auf Heimat“ an: „Das seelische Trauma der deutschen Vertriebenen besteht vielleicht weniger in dem Verlust ihrer Heimatgebiete, als in dem Stachel eines erlittenen Unrechts, das weder als solches anerkannt noch überhaupt berücksichtigt worden wäre. Es ist die Meinung der kirchlichen Vertriebenenvertreter, daß die Anerkennung des Rechts auf Heimat, das heißt die Feststellung des Unrechts von Vertreibung überhaupt eine unentbehrliche Voraussetzung für die Herstellung zwischenmenschlicher und zwischenvölkischer Beziehungen ist“ (Seite 39 f.). Trauma hat es immer mit einer Verwundung in den Tiefen der menschlichen Existenz zu tun — mit einer Enttäuschung, die man nicht erwartet hat und nach allem auch nicht erwarten konnte. Ich fürchte, das Trauma der Heimatvertriebenen wird durch diese Denkschrift der evangelischen Kirche nicht geringer — bei allem Guten und Helfenden, was darin gesagt ist, sondern es wird größer und — drohender. Es ist das Gefühl, von ihrer Kirche nicht mehr verstanden zu werden, daß ihre Kirche nun doch ihre Heimat weggibt, als ob sie nichts wäre —, daß sie nicht bei ihnen steht, wo sie Rat und Hilfe brauchen, wo sie in der Öffentlichkeit verhöhnt und verspottet werden, weil sie ihre Heimat lieben und von dieser Liebe nicht lassen können. Man täusche sich nicht und erkläre hier nicht (nicht in der Denkschrift!), wie es mannigfach geschieht: das sind ja bloß die Funktionäre aus den Vertriebenenverbänden und Landsmannschaften, die da den Gedanken der Heimat nach vorne spielen, die anderen Millionen haben ihre Heimat längst abgeschrieben und aufgegeben, sie sind eingegliedert! — Es ist gewiß mehr! Alle unsere Heimatvertriebenen aus dem Osten und Südosten hatten ihre Kirche lieb und begegneten ihr mit Ehrerbietung und Achtung. Enttäuschte Liebe schlägt schnell um in Resignation, ja sie kann umschlagen in Gleichgültigkeit und Haß — in einen „politischen“ Radikalismus. Nun sind es nicht mehr einzelne, kleine und große Kirchenmänner, die sie mit ihren Bekundungen schon seit Jahr und Tag verwirrt haben, sondern nun ist es ihre evangelische Kirche — in ihrem höchsten Organ! Die Reaktion darauf mag laut und oft auch nicht sachgemäß sein, aber viel schlimmer ist das andere: das Vertrauen zu ihrer Kirche ist ins Wanken gekommen, und wo das hinführt, ist einfach nicht abzusehen. Die „Kirche“ beklagt sich schon über die Reaktion, aber Reaktion ist immer eine Antwort, eine „Rückantwort“ auf eine „Antwort“.

Ich bin am Ende. Ich will jetzt nichts mehr dazu sagen. Nur noch eine Frage stellen: **Mußte** das sein? **Mußte** das **wirklich** sein? Ich fürchte: Die Wege zu einem Neuanfang sind durch die Denkschrift nicht eröffnet, sondern — äußerst erschwert —, und es lag den Verfassern der Denkschrift doch gerade an einem neuen Anfang und neuen Weg.

Anm. d. Red.: Die ungekürzten Ausführungen von Pfarrer Marienfeld sind im Ostpreußenblatt vom 7. 11. 1965 zum Druck gekommen. Pfarrer Marienfeld ist bereit, noch Sonderdrucke seiner Ausführungen auf Anforderung zu versenden. Seine Anschrift ist: 46 Dortmund-Martens, Lina-Schäfer-Straße 42. — Die Denkschrift als gedruckte Broschüre ist zu bestellen bei der Kirchenkanzlei der EKD, Hannover-Herrenhausen, Böttcherstraße 7, Postfach 120.

## Was sind wir bereit zu tun?

Die Fragen, die der Heimatbrief, Heft 51, auf Seite 2, aufwirft, geben doch zu einigem Nachdenken Anlaß.

Leider kommt man zu dem Schluß, daß hier noch vieles getan werden muß. Wie sieht es aber in der Wirklichkeit aus?

Wenn man in unmittelbarer Nähe des Industriegebietes lebt, dann muß man feststellen, daß die heutige Zeit mit ihrem „wackligen Wohlstand“ für alles Zeit hat, nur nicht, um sich mit solchen Gedanken und Problemen zu befassen.

Wer ist denn heute hier noch bereit, etwas zu tun, ohne einen Gegenwert dafür erwarten zu können?

Jeder Erwachsene ist nur darauf bedacht, nicht weniger zu haben als sein Nachbar. Es ist ein vollkommen ungesunder Zustand; denn der größte Teil der Leute lebt weit über die normalen Verhältnisse hinaus.

Daß dann aber keine Zeit mehr dafür bleibt, an all das zu denken, was uns allen, besonders aber den Heimatvertriebenen, besonders am Herzen liegt, unsere ostdeutsche Heimat, dürfte auch klar sein.

Wie erschreckend oft muß man hier den Ausspruch hören: „Man sollte sich doch endlich mit der Tatsache der Teilung und der verlorenen Ostgebiete abfinden, da könnte man ja doch nichts dran ändern“.

Diese Leute haben nichts verloren und haben nur die eine Sorge, daß durch irgend ein Ereignis ihr jetziger „Wohlstand“ geschmälert werden könnte.

Wie geht es aber dem Großteil unserer Jugend?

Was hat sie in der Schule über unsere Ostgebiete gelernt? In den meisten Fällen sehr, sehr wenig oder nichts. Eine Tertianerin einer höheren Schule in Münster war nicht in der Lage, mir zu sagen, wo Stettin liegt.

Ein erschreckendes Zeichen der Zeit. Hier können nur die Eltern ohne Unterlaß auf die Jugend einwirken.

Leere Redensarten, wie sie ja leider auch so oft von höheren Stellen getan werden, sind fehl am Platze.

Überzeugende Taten und Worte können hier nur Wirkung erzielen. Eines sollte unter allen Umständen angestrebt werden, daß die Jugend in der Schule ein umfassendes Wissen über unsere Ostgebiete und deren Entwicklung bekommt.

Voraussetzung hierfür ist aber, daß die betreffenden Lehrkräfte selber über dies Sachgebiet Bescheid wissen und nicht etwa auch zu dem Kreis gehören, der sich mit dem augenblicklichen Zustand abfinden will, weil es bequemer ist. Erfolge verlangen Opfer. Hier sollte uns kein Opfer zu groß sein.

G. B o r n

## WARNUNG!

Schickt auf keinen Fall unsere Heimatbriefe in die Sowjetzone, weil die Landsleute, bei denen diese Briefe gefunden werden, größten Unannehmlichkeiten, ja, sogar Bestrafungen ausgesetzt sind!

## Das Angerburger Treffen in Dortmund

Da waren sie wieder, die vertrauten Stimmen und Gesichter unserer Landsleute aus unserem Heimatkreis, aus Stadt und Kreis Angerburg. Bei Dortmunder Bier und Königsberger Fleck saß ein kleiner Kreis von 30 Angerburgern schon am Vorabend des Treffens bis Mitternacht zusammen.

Am Sonntagmorgen erwartete der mit Fahnen und Blumen geschmückte Saal die Gäste. Bis zum Beginn der Feierstunde um 11 Uhr waren rund 500 Angerburger erschienen. Kreisvertreter Milthaler begrüßte Landsleute und Gäste. Er übermittelte die Grüße des Patenkreises, dessen Vertreter am Erscheinen verhindert waren. Der Stadt Dortmund dankte der Kreisvertreter für die Gestellung des Saalschmucks. In seiner Ansprache wies der Kreisvertreter dann auf den Inhalt und Sinn dieses und aller Treffen hin. Liebe zur Heimat und der Wunsch, für einen Tag unter Menschen, denen man sich verbunden fühlt, „zu Hause zu sein“, erscheinen oft Grund genug, an einem Heimattreffen teilzunehmen. Gewollt und ungewollt stehen daneben das politische Problem und das politische Anliegen sowie die politische Aussage aller Heimattreffen. Das Problem haben Willkür und Macht des Jahres 1945 geschaffen. Das politische Anliegen ist die Erfüllung der Präambel des Grundgesetzes, die Vollendung der Einheit Deutschlands. Die politische Aussage ist der immer zu wiederholende Verzicht auf Rache und Vergeltung — Charta der Vertriebenen —, die Gewähr der Menschenwürde und der Freiheit des Einzelnen — Kongreß der ostdeutschen Landesvertretungen — sowie die Proklamation des Jahres 1965 zum „Jahr der Menschenrechte“ durch den Bund der Vertriebenen und der glaubwürdige Wille Deutschlands zur Wiederherstellung seiner Einheit. — Noch ist Deutschland ein mehrfach geteiltes Land. Jede Demarkationslinie dieser Teilungen ist heute mit Stacheldraht und Minen befestigt. Stacheldrahtverhaue an der Elbe, um Berlin, an der Oder und Neißer und quer durch Ostpreußen. Mitten durch Berlin eine Mauer. Das ist Deutschland heute! So führte es der Redner aus. Er stellte weiter fest, die Heimatpolitik der Vertriebenen in Deutschland ist Gesamtdeutsche Politik. Eine Bestätigung dieser gesamtdeutschen Arbeit der Landsmannschaften sind die fast überall bestehenden Patenschaftsverhältnisse in der Bundesrepublik. Daran können auch die immer wiederkehrenden Verzichtserklärungen der sogenannten „Realpolitiker“ nichts ändern. Der Redner fragte: Gilt für diese Bürger der Bundesrepublik Deutschland nicht die Präambel des Grundgesetzes? Nach Hinweisen auf die Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen und der Kreisgemeinschaft Angerburg schloß der Kreisvertreter mit dem Wunsch: Auch dieses Angerburger Treffen möge jedem Teilnehmer Kraft und Mut für die Zukunft und für ein heimatbewußtes Eintreten für Ostdeutschland, für Ostpreußen und für den Kreis Angerburg geben.

Nach dem gemeinsamen Gesang des Ostpreußenliedes sprach Dr. Rogalski als Kreisvorsitzender der Ostpreußen in Dortmund Grußworte an die versammelten Angerburger in Dortmund.

In einem Schlußwort formulierte Kreisvertreter Milthaler noch einmal die Zielsetzung: Eine friedliche Heimkehr in die ostpreußische Heimat. Eine Heimkehr ohne Krieg, ohne Rache und ohne Vergeltung. Eine Heimkehr ohne neue Vertreibung. Der gemeinsame Gesang des Deutschlandliedes beschloß die Feierstunde.

Am Nachmittag sprach Pfarrer Marienfeld ein kirchliches Grußwort an die in Dortmund versammelten Angerburger. Außerdem wies er auf die Bedeutung der Denkschrift der EKD hin („Heimatverzicht — Ja oder Nein“ als Beitrag in diesem Heft sind

einige Gedankengänge von Pfarrer Marienfeld dazu), und er erklärte den Sinn der Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen (der Heimatbrief brachte in seinem vorigen Heft eine ausführliche Darlegung dessen). Besonders die heute in Dortmund wohnenden Angerburger kennen Pfarrer Marienfeld und wissen um sein Eintreten für unsere ostpreußische Heimat. Dafür sei ihm an dieser Stelle herzlich gedankt. Mögen recht viele evangelische Pfarrer es ihm gleichen.

Anschließend führte ein Lichtbildervortrag „Unsere Heimat einst und jetzt“ in den Heimatkreis Angerburg. Die erklärenden Worte dazu von Kreisvertreter Milthaler versuchten die Einmaligkeiten des Heimatkreises einst besonders herauszustellen, und ebenso die in zwanzig Jahren stattgefundenen Veränderungen objektiv aufzuzeigen. Lautlose Aufmerksamkeit und der Beifall am Ende des Vortrages bezeugten das große Interesse aller im vollbesetzten Saal am Gesehenen und Gehörten.

Dann spielte die Musik mit alten und neuen Weisen zum Tanz auf. Oma und Opa, Vater und Mutter sowie die Jugend schwangen sich in frohem Rhythmus. An den Tischen nahm das Erzählen kein Ende. Man war „zu Hause“, wenn auch nur für einen Tag — im Kreise der Menschen der Heimat. Viel zu schnell kam die Stunde des Abschieds.

Den Angerburgern in Dortmund, Fritz Hoffmann an der Spitze, dankte der Kreisvertreter für ihren Einsatz um die Organisation des Treffens. Hoffmann dankte Kreisvertreter Milthaler für seinen Einsatz für den Heimatkreis, und dem stellvertretenden Kreisvertreter Jordan für dessen Arbeit mit der Heimatkreiskartei, die auch in Dortmund großen Zuspruch fand.

## Der neue Kreistag

Im folgenden sollen kurz die Verschiebungen aufgezeigt werden, die der neugewählte 3. Kreistag unserer Kreisgemeinschaft in seiner Zusammensetzung erfahren hat. Eine förmliche Wahl brachte auch diesmal nicht durchgeführt zu werden, weil außer dem Wahlvorschlag des Kreis Ausschusses weitere nicht eingegangen waren. Man kann das wohl als einen Vertrauensbeweis für die korrekte Arbeit des Kreis Ausschusses werten.

Die Namen der Mitglieder des neuen, für vier Jahre gewählten Kreistages lasen wir im Heimatbrief Nr. 50. Für acht ausgeschiedene Mitglieder trat die gleiche Anzahl neuer. Beachtlich ist es, daß der jetzige Kreistag drei weibliche Mitglieder hat, gegenüber bisher einem.

Recht aufschlußreich ist zunächst die berufliche Zusammensetzung, die getreu der Empfehlung unserer Wahlordnung, wieder einen guten Querschnitt zeigt:

Öffentlicher Dienst	11
Lehrer	5
Kaufleute und Handwerker	4
Selbständige Landwirte	2
Kaufmännische Angestellte	2
Freie Berufe	2
Rentner	2
Geistliche	1
Hausfrauen	1
Wehrmacht	1

Bei der folgenden Darstellung der altersmäßigen Gliederung sind zum Vergleich die entsprechenden Zahlen aus dem letzten Kreistag in Klammern wiedergegeben:

bis 30 Jahre	—	(2)
30 bis 40 Jahre	6	(8)
40 bis 50 Jahre	11	(3)
50 bis 60 Jahre	7	(10)
60 bis 70 Jahre	5	(6)
über 70 Jahre	2	(2)

Man kann wohl sagen, daß dieses Ergebnis recht optimistisch stimmen kann, weil die im allgemeinen Lebensablauf tatkräftigsten Altersgruppen die Mehrzahl der Mitglieder des Kreistages umfassen. Hoffentlich führt das auch in der Kreisgemeinschaft zu einer weiteren Befruchtung der ganzen Arbeit.

Die Mitglieder unseres Kreistages kommen — wie bisher — aus sieben Bundesländern. Wenn nicht alle Länder vertreten sind, so kann man daraus zweifellos schließen, daß in den nicht vertretenen Ländern weniger zahlreiche Angerburger ihren neuen Lebensbereich gefunden haben.

Niedersachsen	9	(13)
Schleswig-Holstein	9	(5)
Hamburg	5	(5)
Bremen	3	(2)
Nordrhein-Westfalen	3	(4)
Hessen	1	(—)
Berlin	1	(1)
Bayern	—	(1)

Nicht statistisch zu erfassen, aber als besonders wichtig müßte es für alle Mitglieder sein, gleichgültig, ob sie sich traditionsgebunden oder rein fortschrittlich fühlen, daß sie sich trotz Memoranden und Denkschriften offen und ehrlich zu Selbstbestimmungsrecht und **angestammtem Heimatrecht** bekennen und beides bei jeder Gelegenheit überzeugend vertreten. Eine andere Einstellung wäre mit dem erhaltenen Mandat unvereinbar.

E. P.



## „Das Ostpreußenblatt“

Halte unsere schöne, vielseitig bebilderte und billige Heimatzeitung und werbt für sie!

Sie kann bei jedem Postamt bestellt werden!

Gebt die Bestellkarte gegebenenfalls an Bekanntel

## Für junge Angerburger

Planung 1966



Folgende Maßnahmen haben wir für dieses Jahr geplant:

1. Ferienlager in Fintel für 12- bis 15jährige Jungen und Mädchen in der Zeit vom 26. 7. bis 9. 8. 1966.

Unkostenbeitrag DM 25,—, Fahrtkosten werden erstattet.  
Anmeldung bis zum **1. 7. 1966!**

2. Jugendfreizeit in Rotenburg mit Berlinfahrt für junge Angerburger im Alter von 18 bis 25 Jahren. Die Zeit vom 27. 7. bis 31. 7. 1966 soll der Vorbereitung auf Berlin dienen, damit der Berlin-Besuch vom 1. bis 7. 8. 1966 intensiv genutzt werden kann.

Unkostenbeitrag DM 40,—, Fahrtkosten werden erstattet.  
Anmeldung bis zum **1. 4. 1966!**

3. Jugendfreizeit vor dem Kreistreffen für 16- bis 25jährige junge Angerburger. Der Donnerstag, den 9. 6. 1966, ist der Anreisetag, beendet wird die Zusammenkunft mit der Feierstunde am Kreistreffen am 12. 6. 1966.

Unkostenbeitrag DM 10,—, Fahrtkosten werden erstattet.  
Anmeldung bis **1. 3. 1966!**

Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß die Fahrtkosten nur den Teilnehmern erstattet werden, die an allen Tagen der gewählten Jugendfreizeit teilnehmen.

Alle Anmeldungen richtet bitte an die

Schulabteilung des Landkreises Rotenburg i. Hann.  
in 213 Rotenburg i. Hann., Kreishaus.

Auf Wiedersehen in Fintel und Rotenburg!

Horst Labusch



## Das 35. heimatpolitische Seminar

Zum 35. Male kamen Ostpreußen aus allen Teilen der Bundesrepublik am 19. Oktober d. J. in ihrem Haus der Begegnung, dem Ostheim in Bad Pyrmont, zu einem heimatpolitischen Seminar zusammen, das unter dem Leitthema „Die Landsmannschaften und ihr staatspolitisches Wirken“ stand.

Aufgabe des Seminars, das Erwin Rogalski vom heimatpolitischen Referat der Landsmannschaft Ostpreußen leitete, war es, den Teilnehmern neues Rüstzeug für die landsmannschaftliche Arbeit zu geben.

Während die reichhaltigen Vorträge einige interessante Themen behandelten, wurden in den Arbeitsgruppen und in persönlichen Gesprächen die anstehenden Probleme erörtert mit dem Ziel, neue Mittel und Wege zu erarbeiten, um die heimatpolitische Tätigkeit zu beleben, die u. a. darin gesehen werden muß, einen möglichst großen Kreis mit der geschichtlichen Bedeutung der Provinz Ostpreußen vertraut zu machen sowie die ostpreußische Tradition und Kultur, ja die Bedeutung und Leistung von Ostpreußen überhaupt, lebendig zu halten.

Ein Stück unseres ostpreußischen Kulturgutes zeigte der Angerburger Dr. Carl v. Lork in seinem Lichtbildervortrag über ostpreußische Gutshäuser. Er führte uns die Schönheiten und kulturellen Werte dieser Häuser, u. a. auch des Gutshauses Steinort des Grafen Lehndorff, vor Augen, aus denen trotz mancher prunkvoller Ausgestaltung eine noble Schlichtheit sprach.

Horst Behrend von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin, schilderte lebendig die Arbeit und Bedeutung dieser Stiftung und ergänzte seine Ausführungen durch Farbdias von berühmten Gemälden.

Der Skalden-Film über Ostpreußen, dessen Titel „Das Land, das reiche Früchte trug“ schon allein einen gewissen Aussagewert hat, führte uns für einige Minuten in unsere Heimat zurück, in das Land, das die Kornkammer des Deutschen Reiches war, die älteste und größte Rinder-Herdbuch-Gesellschaft Deutschlands hatte und dessen Trakehner-Pferde heute noch weltberühmt sind.

Über den organisatorischen Stand der Landsmannschaft Ostpreußen referierte der Organisationsleiter der Bundesgeschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen, Horst Goerke, und gab einen Einblick in die Vielfältigkeit heimatpolitischer Aufgaben. Es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Gerhard Neumann, Jugendreferent der Landsmannschaft Ostpreußen, sprach über die Jugendarbeit und das Verhältnis der heranwachsenden Jugend zur Heimat und zum gesamtdeutschen Anliegen — ein Thema, das im Vordergrund unserer Überlegungen und Diskussionen stand. Nur wenn wir die jungen Menschen für unsere Arbeit gewinnen, können unsere heimatpolitischen Belange in Zukunft verwirklicht werden. Durch eine Intensivierung des Ostkunde-Unterrichts und Wahrung des Heimatgedankens in der Familie könnte diese Gemeinschaftsaufgabe gelöst werden. Der Film der Landsmannschaft Ostpreußen „Unser Leben, unser Streben“, in dem ostpreußische Jugend im Ferienlager Bosau bei Spiel und Gesang und bei der harten Arbeit am Heldenfriedhof Oksbøl in Dänemark zu sehen ist, wird unsere Jugend sicher ansprechen, weil er neben Spiel und Tanz ihre Leistung und das politische Ziel der Völkerverständigung zeigt.

Guten Anklang fand bei allen Teilnehmern die Vorführung eines im bayrischen Regionalprogramm gebrachten Fernsehstückes, in dem die Vertriebenen beim Wiederaufbau und der Schaffung einer neuen Existenz gezeigt wurden. Der beson-

dere Anerkennung verlangende Kernpunkt dieser Sendung war der Hinweis, daß die Vertriebenen sich zwar ein neues Heim geschaffen haben, ihre Heimat aber nach wie vor der deutsche Osten bleibt.

Wenn auch von den Massenmedien Presse, Fernsehen und Rundfunk eine große Wirkung auf die Bevölkerung ausgeht, so besitzt doch gerade auch der einzelne eine bedeutende Ausstrahlungskraft, wenn er in seiner Familie, im engeren und weiteren Bekanntenkreis und bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit immer wieder das Gespräch auf unsere Heimat bringt. Die Landsmannschaften können ihre schwere Aufgabe nur dann erfüllen, wenn jeder zur Mitarbeit bereit ist.

Christine Felchner

## Im August 1965 in Angerburg

Als „Touristin“ war eine Angerburgerin, deren Name aus bestimmten Gründen ungenannt bleiben muß, im August dieses Jahres in Angerburg. Sie berichtet darüber u. a., daß sie von Berlin bis Warschau mit der Bahn und dann weiter mit dem Bus gereist ist über Zoppot, Marienburg, Elbing, Frauenburg, Heilsberg, Rastenburg. In einigen Städten fehlen sehr viele Gebäude, an deren Stelle große freie Plätze entstanden sind, die man zu Grünanlagen gemacht hat — man sieht keine Trümmer mehr. Andere Städte z. B. Landsberg machen einen schmutzigen und verkommenen Eindruck. Eine Entschädigung für so traurige Anblicke bietet oft die Landschaft zwischen den Städten. Der Weg führte an großen Kornfeldern vorbei, „wie sie einem von früher noch so gut in Erinnerung sind.“ Die Ländereien schienen größtenteils bestellt, allerdings sah man sehr viel Weiden und Wiesen am Wege. Diese sahen nicht sehr gepflegt aus. Das Vieh darauf entsprach in seiner Anzahl aber keineswegs den großen Flächen. Oft erfreute von weitem der Anblick herrlich gelegener Bauernhöfe. Aber je näher man kam, umso enttäuschter war man. Kaum ein Hof der wirklich in Ordnung war. Die Gebäude sind oft dem Verfall nahe. Fenster und Türen haben in den 20 Jahren keine Farbe zu sehen bekommen. Viele Fenster sind mit Brettern zugemauert. Gardinen scheinen großer Luxus zu sein, ebenfalls Blumen. Einen besonderen Eindruck hinterließ eine Dampferfahrt von Lötzen nach Niedersee (früher Rudczanny), die 5 Stunden dauerte. Wenn sich in den 20 Jahren viel geändert hat, aber die Natur, die Landschaft sind unverändert. Das Lied „Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen“ trifft auch heute noch zu! Auf der Dampferfahrt traf man nur wenige andere Boote. An einigen Stellen der Ufer waren Zelte zu sehen und auch einige sehr hübsche Bungalows.

In Rastenburg wurde für einige Tage Quartier gemacht und zwar, wie auch in anderen Städten, in einer Schule. Es war alles sehr sauber, und man war sehr höflich und zuvorkommend gegenüber den Touristen, die sich in den Schulen besser aufgehoben fühlten, als in den vorhandenen Hotels, die schon von draußen keinen sehr einladenden Eindruck machten. In Rastenburg wie in Angerburg fiel es besonders auf, daß, obgleich große Teile der Städte im Kriege zerstört sind, Kasernen, Kirchen, Bahnhöfe und auch Postämter überall erhalten geblieben sind. Von den Kirchen wird reger Gebrauch gemacht. An Straßenecken und Kreuzungen findet man oft Kurzfixe.

„Endlich kam der entscheidende Tag, auf den ich schon so lange gewartet hatte. Je näher wir Angerburg kamen, umso aufgeregter wurde ich. Dann endlich die ersten

Häuser und der so altvertraute Bahnhof. Wir fahren gleich durch bis zur Post. Ich hatte die Orientierung vollkommen verloren, da wir fast nur an freien Plätzen vorbeikamen. Man kann wohl sagen, daß von der Innenstadt so gut wie gar nichts mehr steht. Von der Post hat man einen weiten Blick nach allen Richtungen hin. Auf dem Platz zwischen Post und Schloß — heute die einzige Ruine in Angerburg — ein großes Blumenbeet. Die Dampferanlegestelle ist gleich unterhalb der Post. Von hier kann man zum Neuen Markt durchgehen. Hinter dem Hafen steht das Gebäude der Reichsbank, die der Offizierswohnungen und andere Wohnhäuser. Dort wo das Kriegerdenkmal des Jägerregiments stand, etwas weiter zurück, steht eine neue Schule, der Sportplatz, früher dort, ist heute der Schulhof. Vom Grundstück Thiele über das der Hindenburgschule und das von Monitor bis zur Gärtnerei Vogel sind Grünanlagen, die gepflegt aussehen. Die Gärtnerei ist in Betrieb. Gegenüber das altvertraute Bild der Volksschule, Hauptgebäude, Nebengebäude und Turnhallen. Letztere sind heute das „Kulturhaus“ Angerburgs. Der Ausgang ist heute nur durch das große Tor bei den Kasernen. Die Schule war als Ferienlager eingerichtet. Als man sah, daß ich fotografierte, kam man zu mir, aber nicht, wie ich erst annahm, um mir das Fotografieren zu verbieten, sondern um von mir fotografiert zu werden. Die Verständigung war sehr schlecht, und so wurde nichts daraus. Hier — auf der einen Seite der Straße die Schule und auf der anderen Seite die Gärtnerei — hatte ich das erste Mal das Gefühl, wieder zu Hause zu sein. Die Kasernen beiderseits der Straße sind vollkommen erhalten geblieben. Nun geht's auf der Lötzer Chaussee nach Jägerhöh. Die vielen neuen Häuser links hinter den neuen Kasernen stehen noch alle. Hier merkte man deutlich, wie groß in den 20 Jahren die Bäume geworden sind. Von einigen Häusern war kaum noch etwas zu sehen hinter hohen Bäumen und Hecken. Die Siedlungen von Carlshöh sind wohl auch noch alle da. Diese Häuser, wie eigentlich alle, benötigen dringend der Instandsetzung.

An der Stelle des Waldhauses Jägerhöh steht nur eine kleine Gaststätte, die aber nicht für den öffentlichen Verkehr frei war. Geht man weiter zur Badenanstalt, so fehlen dort die alten Umkleideräume und auch der Sprungturm. Von hier zum Heldenfriedhof hin ist eine große Fläche mit Stacheldraht eingezäunt und dient wohl militärischen Zwecken. Der Weg am See zum Heldenfriedhof hin ist dadurch versperrt. Der Heldenfriedhof selbst ist vollkommen ungepflegt. Von der Mauer sind Teile herausgebrochen. Die Grabsteine der deutschen und russischen Gefallenen stehen im hohen Gras und Kraut. Wie früher hat man aber von dieser Höhe einen herrlichen Blick in die Landschaft; über den Schwenzait-See, rechts davon sieht nur noch eine kleine Spitze des Wasserturms aus hohen Bäumen hervor, und noch weiter rechts grüßt auch der Konopkeberg herüber. Der Abschied von diesem Fleckchen Erde war sehr schmerzlich. Auf dem Rückweg zur Stadt grüßt schon von weitem der Kirchturm auf dem Kirchenberg als altvertrautes Wahrzeichen.

Vom Kirchenberg dann hat man einen Rundblick über die ganz Stadt. Auf dem Neuen Markt sind rundum Grünanlagen und Blumenbeete, in der Mitte ein Springbrunnen, am hinteren Ende steht das große Kriegerdenkmal, beschädigt und ungepflegt. Dahinter die Jugendherberge und ein Gebäude, davor sind heute Hotel. Das Schloßhotel und fast alle Häuser um den Neuen Markt fehlen. In der Königsberger Straße stehen nur die Geschäftshäuser Knuth und Sorti und ein neues Restaurant an der Ecke der Schloßstraße sowie zwei Häuser rechts vom Kirchenberg, das eine mit dem markanten kleinen Turm. Alter Markt und Holzmarkt bilden einen großen freien Platz. Der Kirchberg ist eingezäunt. Unsere altvertraute Kirche wirkt heute sehr kalt, da die bunten Glasfenster durch weiße Glasscheiben ersetzt sind. Es fehlt die anheimelnde

Atmosphäre. Diese Kirche ist heute noch katholische Kirche. Die katholische Kapelle in der Bismarckstraße steht ebenso wie einige weitere Häuser in dieser Straße noch. Vom Kirchenberg sieht man heute auch bis zur Kirche der Bethesda-Anstalten und dahinter bzw. daneben liegenden weiteren Häusern.

Inzwischen neigt sich ein strahlender Sommertag dem Ende zu. Ich muß zum Bahnhof, um mit dem Zug nach Rastenburg zu fahren. Die Zeit reicht aber noch zu einem Umweg durch die Nordenburgerstraße, wo kaum Häuser fehlen. Der Stadtfriedhof ist mit einem neuen Zaun umgeben. Vorn auf dem alten Teil schon Gräber eingeebnet und neue entstanden. Die Leichenhalle steht, Fenster und Türen sind zugenagelt. Auf dem Platz davor sind neue Gräber angelegt. Der Durchgang zum neuen Teil ist zugewachsen. Auf beiden Friedhöfen sieht es sehr traurig aus. Wie früher will ich über den Sportplatz zum Bahnhof gehen. Der Sportplatz ist noch einigermaßen in Ordnung. Die Umkleidehallen und die Gaststätte „Kiebitzhöh“ stehen noch. Aber ein Durchgang zur Bahnhofstraße existiert nicht mehr. Mit Mühe und Not gelang es mir, durch Gestrüpp und Unkraut dorthin zu kommen.

Es bleibt mir noch etwas Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges. Ich setze mich auf eine Bank vor dem Bahnhof und halte Rückschau auf diesen Tag in Angerburg. Es erscheint mir alles wie ein Traum. Ein bißchen anders hatte ich mir das Wiedersehen mit der Heimat doch vorgestellt. So vieles ist fremd, kein bekanntes Gesicht, so wenige noch vertraute Plätze. Eine deutsche Frau sprach ich in der Stadt. Sie hat früher in Buddern gewohnt. Heute arbeitet sie in der Küche der Gaststätte in Angerburg. Von ihr erfuhr ich, daß die Stadt nicht durch Kriegseinwirkungen zerstört, sondern hinterher abgebrannt worden ist. Ich war erleichtert, als sich mein Zug nach Rastenburg in Bewegung setzte. Von allen Städten, die ich in Ostpreußen gesehen habe — Allenstein ausgenommen — machte Angerburg den saubersten und gepflegtesten Eindruck.“

---

mat - nachrichten aus der heimat - nachrichten aus der he

---

#### Wiederaufbau des Schlosses

opp / Angerburg. — Nach dem Wiederaufbau des Schlosses in Neidenburg soll nunmehr mit dem Wiederaufbau der Schlösser in Angerburg und Preußisch-Holland begonnen werden, schreibt „Glos Olsztynski“. Die Zeitung übt ferner Kritik an der Gleichgültigkeit der polnischen Verwaltungsbehörden den zahllosen anderen historisch wertvollen Objekten in Ostpreußen gegenüber. Es gebe unzählige Gutshäuser und Palais, die verwahrlost und ungenutzt daliegen, die aber mit verhältnismäßig geringen Mitteln wieder aufgebaut werden könnten.

#### Touristenzahl verdreifacht

opp / Angerburg. — Während im Jahre 1961 nur 20 000 Touristen den Kreis Angerburg besucht hätten, seien es in diesem Jahre 60 000 Touristen gewesen, die sich zum Besuch des gleichen Kreises entschlossen hätten, heißt es in einem Artikel der Zeitung „Glos Olsztynski“. Doch man müsse noch viel mehr in Angerburg und seinem Kreisgebiet tun, um noch mehr Touristen in diesen Raum zu locken. Leider stünden für dringende Investitionen nur recht „beschränkte Mittel“ zur Verfügung.

### Geschäfte mit „Hermann“

opp / Angerburg. — Eine weitere touristische Attraktion wollen die polnischen Verwalter in den Bunkern des ehemaligen Hermann-Göring-Hauptquartiers in Pafsdorf bei Angerburg schaffen, meldet „Głos Olsztynski“.

### „Seebahnhof“ Löwentin-See

opp / Lößen. — Am Löwentin-See in Lößen wird gegenwärtig, wie die Zeitung „Głos Olsztynski“ berichtet, eine neue Anlegestelle für den Passagierschiffsverkehr gebaut. Im Jahre 1967 soll der neue „Seebahnhof“, wie die Zeitung schreibt, fertiggestellt werden.

### Pfifferlinge aus Ostpreußen

opp / Allenstein. — Aus Ostpreußens Wäldern seien in diesem Jahr 135 t Pfifferlinge in die Bundesrepublik exportiert worden, meldet „Głos Olsztynski“. Ferner hätte man 320 t Blaubeeren nach England, Holland und in die Bundesrepublik ausgeführt.

## Zur Geschichte der katholischen Kirchengemeinde Angerburg/Ostpreußen

Wenn in der nachstehenden Abhandlung die Geschichte der katholischen Kirchengemeinde Angerburg zusammengestellt wird, so muß einleitend dazu bemerkt werden, daß die Ausführungen keinen Anspruch auf letzte Genauigkeit, Vollständigkeit und Lückenlosigkeit erheben, weil ihnen keine schriftlichen Aufzeichnungen aus früherer Zeit zugrundegelegt werden konnten. Neben den wenigen Angaben in der Chronik der Stadt Angerburg zum 350jährigen Stadtjubiläum im Jahre 1922 und einigen ergänzenden Mitteilungen des H. H. Kapitularvikars von Ermland für die Zeit vor 1919 basieren die Darstellungen in der Hauptsache auf den Erinnerungen des Schreibers, der von November 1919 bis Juli 1938 als Lehrer und Küster-Organist dort tätig und damit teils Handelnder, teils Zeuge des Geschehens während der Zeit der Selbständigkeit dieser Gemeinde war. — Verschiedene Mitteilungen steuerten die Herren Geistlichen bei, die nach 1926 in Angerburg amtiert haben; für diese ihre freundliche Hilfe und Unterstützung sei ihnen auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Daß wohl bei allen Beteiligten in der Zwischenzeit manches in der Erinnerung getrübt oder mehr oder weniger dem Gedächtnis entschwunden ist, wird gewiß verstanden werden; die wesentlichen Vorgänge aber dürften festgehalten und damit der völligen Vergessenheit entrissen worden sein.

Es läßt sich nicht mehr genau angeben, von welchem Zeitpunkt ab katholische Mitbürger in der Kreisstadt Angerburg ansässig gewesen sind. Im Jahre 1841 gab es nach einem urkundlichen Vermerk dort nur 10 Katholiken. Ihre Zahl im Stadt- und Kreisgebiet ist im Laufe der nächsten fünf Jahrzehnte dann erheblich gestiegen, so daß ihre geregelte Betreuung notwendig wurde. Sie erfolgte nach Fertigstellung und Eröffnung der Bahnlinie Angerburg-Goldap (50 km) durch das Pfarramt Goldap. Der damalige Pfarrer Henning in Goldap stellte die erste Verbindung mit den Angerburger

Katholiken her, und der erste Gottesdienst in Angerburg — eine genaue Zeitangabe fehlt — wurde gelegentlich einer Taufe im Taufhause selbst gehalten; elf Personen waren zugegen.

Bis Oktober 1903 fand dann der Gottesdienst in der Wohnung des katholischen Schlachthausaufsehers Strohmeier statt; er wies im allgemeinen eine Teilnehmerzahl zwischen 20 und 30 Personen auf. Der Zusammenhalt wuchs, die Gemeinschaft vertiefte sich. Diese Tatsachen fanden in der Anschaffung eigener Sachen für die gottesdienstlichen Handlungen auch äußerlich sichtbaren Ausdruck: Man besaß bald ein Altargerüst, einige einfache Bänke, einen Kelch, ein weißes Meßgewand, gestiftet von der Wartenburger Pfarrkirche, ein rotes Meßgewand (von Goldaper Damen geschenkt) und ein Meßbuch, dessen Stifter der Kaufmann Franz Tietz aus Angerburg war, der im kommunalen Leben Angerburgs eine bedeutsame und zu Beginn des ersten Weltkriegs als „Russenbürgermeister von Angerburg“ seine verdienstvollste Rolle gespielt hat, dessen aber auch die katholische Kirchengemeinde in tiefer Dankbarkeit gedenkt und darum an dieser Stelle ein kurzes Bild seiner Person zeichnet.

Franz Tietz war Ermländer und wurde am 4. September 1856 in Heilsberg als Sohn eines Zimmermeisters geboren. Als Kaufmannsgehilfe — Kolonial- und Eisenwaren — kam er am 1. Januar 1877 nach Angerburg und wurde hier zwölf Jahre später selbständiger Kaufmann. Damit war Angerburg seine zweite Heimat geworden; wie dem eigenen Aufstieg galten ihrer Entwicklung fortan sein Streben und seine Kraft. 24 Jahre hindurch gehörte er der Stadtverordnetenversammlung an und betätigte sich daneben in verschiedenen Ehrenämtern. Höchster Einsatz war sein Wirken als „Russenbürgermeister“ in den Monaten August/September 1914. Landrat und Bürgermeister hatten am 22. August vor den heranrückenden Russen die Stadt verlassen, die am 23. August nachmittags einmarschierten. Weil die Behörden geflüchtet waren, verlangte der russische General für seine Verhandlungen mit der deutschen Bevölkerung die Wahl eines Stadtvertreters. Einstimmig wurde Kaufmann Tietz von den Bürgern zum Bürgermeister und Landrat gewählt. Dieser bürdete sich damit eine Riesenlast an Arbeit und Verantwortung auf, die er nur mit Hilfe einer Reihe beherzter Männer und Frauen der Stadt zu tragen vermochte. Als die Russen die Stadt am 10. September in großer Eile verlassen mußten, hatten sie zuvor noch Kaufmann Tietz eingesperrt und ihm mit Erschießen gedroht. In schrecklicher Ungewißheit mußte er manche Stunde im Lehrerseminar verbringen, bis er befreit wurde. Am 18. September konnte er seine Aufgaben wieder den zuständigen Stellen übergeben. — „Was Tietz geleistet,“ so sagt die Chronik von Angerburg, ist des höchsten Lobes würdig. Hatte er auch die Stadt nicht vor Plünderung bewahren können, so war sie doch glimpflich genug davongekommen. Eine Kontribution war nicht gezahlt, Gas- und Wasserwerk erhalten, keine Wohnhäuser abgebrannt.“ Wie er hier als Bürgermeister seinen Mann gestanden, hat er jederzeit auch seiner Kirche treu gedient und ihr Rat und Hilfe zuteil werden lassen. Kaufmann Tietz war verheiratet und hatte einen Sohn und eine Tochter. — Am 7. April 1921 starb er; ein unübersehbares Trauergeschehen — es war das erste große katholische Begräbnis am Ort — gab dem Verblichenen das letzte Geleit.

Nach dem Fortzug des Schlachthausaufsehers Strohmeier wurde der Gottesdienst dann in einem gemieteten Giebelzimmer gehalten und zwar sechs Mal jährlich: Am zweiten Weihnachts-, Oster- und Pfingst-Feiertag und an den dritten Sonntagen der Monate Juli, September und November. Etwa 50 bis 60 Personen waren jetzt bereits Besucher der Gottesdienste, und diese Zahl nahm stetig, wenn auch langsam, weiter zu. Im Anschluß an den Gottesdienst wurde Religionsunterricht gegeben, bei dem bis zu 16 Kinder gezählt werden konnten. Die Unterrichtserteilung erfolgte auch

in den Monaten, in denen kein Gottesdienst stattfand. Zeitweilig war damals an der Angerburger Schule ein katholischer Lehrer angestellt, dem dann der Religionsunterricht oblag. Von 1900 ab übernahm ihn der Geistliche.

Im Jahre 1907 wurde ein weiterer Schritt zur späteren Eigenständigkeit getan: Man erwarb ein Grundstück in Größe von 0,52,20 ha, auf dem die Errichtung eines Betesaales beabsichtigt war; es kostete 8000 Mark und wurde auf den Bischöflichen Stuhl von Ermland aufgelassen. Weil das Grundstück dem auszubauenden Hofen jedoch zu nahe lag, kam es später für den Bau der Kapelle nicht in Frage und wurde wieder abgegeben.

Von Oktober 1903 bis zum 1. Juli 1908 wurde der Gottesdienst in Angerburg von Herrn Pfarrer Sztowski, Goldap, von Juli 1908 bis Oktober 1910 von seinem Amtsnachfolger, Pfarrer Tarnowski, gehalten. Ein amtlicher Bericht vom 7. Februar 1908 gibt die Zahl der Katholiken, die sich zum Gottesdienst nach Angerburg hielten, mit 105 an, davon entfielen 78 auf die Stadt.

Im Oktober 1910 wurde Angerburg der leichteren Pastoration halber der Pfarrgemeinde Rastenburg — 38 km auf der Straße und Schiene von Angerburg entfernt — zugewiesen. Von da ab fand allmonatlich ein Gottesdienst statt, der in einem Dachstübchen des Wohnhauses des Rechtsanwalts Gerlach und nach Verkauf dieses Hauses im Schloßhotel am Neuen Markt gehalten wurde. Inzwischen war die Zahl der Katholiken auf 250 angewachsen, hatte sich also von Februar 1908 bis Ende 1912 mehr als verdoppelt. Bei den Gottesdiensten erschienen durchschnittlich 45 Personen; 12 schulpflichtige Kinder wurden gezählt. Daß der Besuch der Gottesdienste nicht stärker war, hing gewiß mit der mehr als bescheidenen Lokalität zusammen.

Diese ungünstigen Raumverhältnisse ließen nun Pfarrer Buchholz, Rastenburg, zur Tat schreiten. Er setzte sich bei den zuständigen geistlichen und weltlichen Stellen mit Erfolg für den Bau einer Kapelle ein. An der Kasernen-, späteren Bismarckstraße, wurde ein Grundstück in Breite von 25 Metern des Kaufmanns Franz Tietz (des Russenbürgermeisters) und einem dahinterliegenden Stück Land in gleicher Länge des Oberpostassistenten Hochmann und der Gesamtgröße von 1 Morgen für einen Preis von etwa 7000 Mark gekauft. Diese Fläche verteilte sich später auf den Raum der Kapelle, einen etwa 10 Ar großen Hausgarten, das Wirtschaftsgebäude und einen 0,52 ha großen Weidegarten.

1912 wurde von Pfarrer Buchholz der Grundstein zur „Kapelle zum Guten Hirten“ gelegt, und am 5. November 1913 erfolgte ihre Benediktion durch Dormherrn Romahn von Frauenburg. Über den Baumeister, die Baukosten usw. kann im einzelnen nichts mehr gesagt werden. Allgemein aber sei folgendes verzeichnet:

Die Kapelle hatte in etwa die Höhe eines zweistöckigen Wohnhauses; der in der Südwestecke befindliche Glockenturm — mit einer kleinen Glocke — überragte den Dachfirst um ungefähr 5 Meter. Die Länge des Gotteshauses belief sich auf ca. 20 Meter (ohne die kleine Apsis mit einem Radius von 2,5 m), seine Breite auf rund 12 Meter. Im Hochparterre lag die Wohnung des Geistlichen, der gottesdienstliche Raum befand sich darüber und hatte durch sein Tonnengewölbe eine ausgezeichnete Akustik. Auf jeder Seite waren vier Rundbogenfenster, am Altare zwei; sie besaßen jeweils im Bogen und an den Seiten farbiges Glas, in der Mitte weiße Mattscheiben. Der Hauptaltar zeigte eine plastische Darstellung des Guten Hirten, in dessen besonderen Schutz das Gotteshaus gestellt war.

Zu den 140 Sitzplätzen kamen noch rund 75 Stehplätze innerhalb des eigentlichen Kapellenraums. An den Hochfesten, besonders an Fronleichnam, wenn der Besuch äußerst stark war, mußten noch die Flügeltüren zum Vorraum geöffnet werden, der bis

zur Aufgangstreppe hin etwa weitere 50 Personen aufzunehmen vermochte. Nimmt man noch die Fläche des Chores hinzu, auf der neben dem dort befindlichen Harmonium und dem Bücherschrank des Borromäus-Vereins noch ca. 40 Personen einen Stehplatz fanden, so ergibt sich, daß die Kapelle rund 300 Personen zu fassen vermochte. — Seit 1917 spielte Frl. Hedwig Schroeter das Harmonium; sie hat später auch bei Bedarf den Organisten vertreten und nach dessen Fortgang im Juli 1938 weiterhin diesen Dienst versehen.

Die Pastorierung verblieb weiter bei Rastenburg. Der Geistliche traf meist am Samstag abend in Angerburg ein und fand Aufnahme und Betreuung bei Frau Döring in der Entenstraße, im Hause der Maschinenfabrik Bergmann. Darüber hinaus machte sich Frau D. durch stete Hilfsbereitschaft und Unterstützung jeglicher Art um Gotteshaus und kirchliches Leben der jungen Gemeinde sehr verdient. Im Jahre 1925 starb Frau D. und wurde in Rastenburg zur letzten Ruhe gebettet.

Eine Tatsache soll hier noch mit Nachdruck festgehalten werden: Der Besuch des Gottesdienstes stieg nach Errichten und Weihe der Kapelle um das Doppelte. Man geht gewiß nicht in der Annahme fehl, daß die früheren armseligen Raumverhältnisse, Bequemlichkeit und andere kleinliche Rücksichten Mitschuld an dem ehemals geringen Kirchenbesuch trugen.

Im Kriege 1914-1918 besorgte der Angerburger Lazarettgeistliche die gottesdienstlichen Handlungen und den Religionsunterricht und entlastete dadurch die Rastenburgers Amtsbrüder.

Die ursprüngliche Ausstattung der Kapelle erfuhr im Laufe der Jahre beachtliche Erweiterung und Verbesserung; doch wird darüber jeweils dann berichtet werden, wenn von dem geistlichen Herrn die Rede ist, dem die betreffende Veränderung zu danken war.

Als im Jahre 1919 an der Friedrich-Ebert-(Volks-)Schule in Angerburg die zwölfte Planstelle genehmigt und eingerichtet wurde, erreichte die Kirchenbehörde, daß diese Stelle im Hinblick auf die wachsende Zahl katholischer Kinder in Stadt und Kreis mit einem katholischen Lehrer besetzt wurde. Auf ihre Ausschreibung hin erfolgten 23 Bewerbungen. Die Wahl der Stadtväter fiel auf den Lehrer Walter Roesner aus Elbing. R., Jahrgang 1896, war Kriegsteilnehmer, hatte seine Ausbildung auf der Präparandie in Elbing und auf dem Lehrerseminar in Tuchel/Westpreußen erhalten und war zu der Zeit an der katholischen Adalbert-Schule in Elbing III (Pangritz-Kolonie) beschäftigt. Am 21. November trat er seinen Dienst an der Schule in Angerburg an. Mit der Lehrerstelle war der Küster-Organistendienst an der Kapelle „Zum Guten Hirten“ verbunden. Ein katholischer Geistlicher amtierte zu jener Zeit noch nicht in Angerburg. Lehrer R. nahm daher sogleich auch Verbindung mit dem Pfarramt Rastenburg auf und schaltete sich in das kirchliche Leben in Angerburg ein. Von Reichsbahnsekretär Sikorski, der bald darauf Angerburg verließ, übernahm er Schlüssel und Betreuung der Kapelle, die Leitung der Andachtstunden an den Sonntagen, an denen kein Gottesdienst stattfand, den Bücherbestand des Borromäus-Vereins und die Aushändigung katholischer Zeitschriften.

Erfreulicherweise blieb die „pfarrlose“ Zeit eine nur ganze kurze Erscheinung, denn bereits anfangs Dezember 1919 wurde durch den H. H. Bischof von Ermland in Frauenburg der als Militärggeistlicher freigewordene Kaplan Nieswandt in die Kuratursstelle in Angerburg berufen. Er stand der Gemeinde, die diese Entscheidung hoch erfreut und dankbar begrüßte, auch in kurzer Frist zur Verfügung, so daß diese das hochheilige Weihnachtsfest schon in voller Eigenständigkeit feiern konnte, und so wurde —

ein glückliches Zusammentreffen — das Geburtsfest des göttlichen Kindes zugleich die Geburtsstunde der selbständigen Kirchengemeinde Angerburg.

Leider war die Pfarrwohnung noch bis auf weiteres von dem bisherigen Mieter, Reg.-Baumeister Böttcher, besetzt. Sie wurde erst im Spätsommer 1920 frei. Daher mußte Pfarrer N. eine Mietwohnung in der Stadt — Bahnhofstraße — beziehen; seine Schwester besorgte ihm die Wirtschaft.

\*

Bevor nun im einzelnen auf die Geschehnisse in der Kirchengemeinde eingegangen wird, seien zu kurzer Charakteristik der Orts- und Kreisverhältnisse noch einige allgemeine Hinweise gestattet. Den Angerburgern dürften das zwar „olle Kamellen“ sein, doch ein wenig Wiederholung kann gewiß nicht schaden.

Der Kreis Angerburg hatte eine Größe von 929,42 qkm und zählte 1939 rund 41 000 Einwohner; die Einwohnerzahl der Stadt Angerburg hatte von 1920 bis 1939 eine Steigerung von 7500 auf 10 900 Personen erfahren. Mehr als drei Fünftel des Kreisgebietes wurden landwirtschaftlich, ein Fünftel forstwirtschaftlich genutzt, 11 Prozent der Fläche waren Gewässer. Der größte See war der Mauersee, der bei einer Gesamtgröße von 114 qkm mit 8000 ha im Kreise Angerburg lag. Er war das Anfangsglied der bis zum Niedersee reichenden masurischen Seenkette. Dieser Umstand hatte der Stadt den gewinnenden Namen „Pforte Masurens“ eingetragen. Von Angerburg führte der Schiffsverkehr über die Masurische Seenkette hin über Lötzen und Nikolaiken (mit dem berühmten Stintheinst) bis Rudzanny. Angerburg besaß drei Motorschiffe, die neben der bezeichneten Linie auch die Strecken nach Upalten und Jägerhöhe befuhren.

Die engere und weitere Umgebung Angerburgs bot landschaftliche Schönheiten, die nicht viele Orte aufzuweisen hatten. Einige der sehenswertesten Ausflugsziele seien hier genannt: Der großartig auf dem Steilufer des Schwenzaitsees — einer Bucht des Mauersees — gelegene Heldenfriedhof, die benachbarte Badeanstalt, die Gaststätte „Jägerhöhe“ mit modernem Fremdenheim, seit 1929 alljährlich Mittelpunkt der international besuchten Deutschen Eissegelmeisterschaften, die 300 Morgen große Insel Upalten mit seltenen Vogelarten (Gänsesäger, schwarzer Milan) das Schloß Gr. Steinort mit seinen uralten mächtigen Eichen, der Goldpagarsee mit dem Hegewald und der Reiherkolonie. Zur Zeit der Hirschbrunft war auch die in etwa 60 km Entfernung gelegene Rominter Heide Ziel vieler Besucher, die das Röhren der Hirsche hören wollten. An diesen taten sich die Reize und Schönheiten Masurens im Dreiklang von Wasser, Wald und Hügeln auf.

In Bürgermeister Laudon besaß die Stadt ein tatkräftiges Oberhaupt, dem sie in erster Linie ihr Aufblühen durch einen von Jahr zu Jahr sich steigenden Fremdenverkehr zu danken hatte. Der „rasende Masur“, ein beschleunigter Personenzug von Königsberg nach Angerburg erschien auf seine Initiative hin im Sommerfahrplan der Reichsbahn. Er brachte viele Ausflügler zur Pforte Masurens, und nicht selten besuchten die Katholiken aus ihren Reihen den Sonntagsgottesdienst in unserer Kapelle.

\*

Zur Zeit des Selbständigwerdens der Gemeinde belief sich die Zahl der katholischen Mitbürger im Kreisgebiet auf nahezu 400, von denen um 120 auf die Stadt entfielen. Einige Katholiken waren auch in angesehenen Stellungen. Beim sonntäglichen Kirchenbesuch wurden anfangs im Durchschnitt 65 bis 70 Besucher gezählt, an den hohen Festtagen waren es 200 und mehr. Die Lauheit vieler Katholiken war gewiß recht bedauerlich, jedoch erklärlich. In der andersgläubigen Umgebung versagten sie viel-

fach, wurden gleichgültig, vernachlässigten den oft nicht einfachen Kirchenbesuch, wurden schließlich dem Väterglauben untreu. Das war nicht nur im Kreis Angerburg der Fall, das brachten die bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allgemein in Ostpreußen recht schwierigen seelsorglichen Diasporaverhältnisse mit sich. Unter fast 2,5 Millionen Einwohnern des ostpreußischen Landes wohnten außerhalb des Ermland nur gegen 150 000 Katholiken; wer wollte da nicht von echter Zerstreuung und schwieriger Versorgung der Gläubigen sprechen.

Als dann um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts im Ermland der Bonifatius-Adalbertus-Verein gegründet wurde, begann eine allmähliche Besserung der Notlage der Diaspora-Katholiken. Der Bonifatius-Verein stellte den Ermländern die Not der zerstreuten Brüder und Schwestern nachdrücklichst vor Augen, sammelte Mittel zur Hilfe für sie und begann den Aufbau in der Diaspora, zunächst in den größeren Gemeinden, in denen Kirchen und Pfarreien entstanden, nach und nach auch in kleineren Orten, die Kapellen und Kuratien erhielten. Das gab den Lauen und Schwankenden vielfach neuen Mut, Hilfe und Halt und viele fanden wieder zur Kirche zurück. Nach 1919 galt auch für das Gebiet der Angerburger Diaspora: Wer nur wollte, hatte Möglichkeit und Gelegenheit, seinem angestammten Glauben die Treue zu halten.

Junge und rüstige Kräfte unter den Geistlichen kamen in die Diaspora; nur solche waren den Anforderungen gewachsen. Denn es darf nicht übersehen werden: Diese Diaspora-Gemeinden waren in ländlichen Gebieten nicht groß durch die Zahl der Gläubigen, aber ausgedehnt und umfassend durch ihre Fläche, durch die Menge der Quadratkilometer. Da waren gar oft weite und strapazierende Wege zu den Verstreuten zurückzulegen. Das Auto war in den zwanziger Jahren noch dünn gesät, das Eisenbahnnetz hatte in Ostpreußen nicht die Dichte westlicher Gebiete; es blieben also Fuhrwerk oder Fahrrad oder manchmal nur der Fußmarsch übrig. Das aber war für ältere Herren zu anstrengend und zu beschwerlich.

\*

Die katholische Kirchengemeinde Angerburg umfaßte zunächst nur das Kreisgebiet. Die Stadt lag von der östlichen Kreisgrenze — zum Nachbarkreis Goldap hin — 35 km entfernt, während sie nur 10 km von der Grenze zum westlichen Nachbarn Rastenburg trennten. Angesichts dieser Nähe hielten sich darum bald die Katholiken des nordöstlichen Gebiets des Kreises Rastenburg (um Drengrfurt herum) zur Kirche nach Angerburg. Das darf auch von den katholischen Bewohnern des südöstlichen Teils des Kreises Gerdauen gesagt werden, deren Zahl etwa 1929 dazu führte, daß in Nordenburg (Kreis Gerdauen) von Angerburg aus Stationsgottesdienst — einmal im Monat — eingerichtet wurde. Im Jahre 1943 gehörten zur Kuratie Angerburg 112 Ortschaften.

Die Tatsache, daß Angerburg Knotenpunkt für fünf Bahnlinien (Angerburg—Rastenburg, Angerburg—Gerdauen—Königsberg, Angerburg—Angerapp/Insterburg, Angerburg—Goldap, Angerburg—Lötzen) war, bedeutete eine nicht unwesentliche Erschließung des Kreisgebietes und schuf verhältnismäßig günstige Verkehrsverhältnisse. Für einen Großteil der Gläubigen war damit eine durchaus annehmbare Möglichkeit des Kirchenbesuches gegeben, und sie wurde auch von Jahr zu Jahr stärker genutzt. Die Landwirte kamen anfangs mit Fuhrwerk, später vielfach mit Auto zur Kirche; für viele andere spielte das Fahrrad eine große Rolle. Daß daneben in dem wald- und seenreichen Raum noch manch schwer erreichbarer Ort übrigblieb, schlossen die günstigen Gelegenheiten nicht aus. Der geistliche Herr wurde schon genügend bewegt, und der Schulmeister mußte des öfteren den Begleiter machen. Eine Besserung

und Erleichterung trat etwa 1930/31 ein, als ein Auto zur Verfügung stand und viele Probleme leichter lösen ließ.

Mit Bezug auf die berufliche Gliederung der Gemeindeangehörigen bleibt zu sagen, daß beim städtischen Anteil Beamte — vornehmlich der Eisenbahn, des Finanzamtes, der Post, der Justizverwaltung, der Gendarmerie — die größte Gruppe bildeten und nur wenige Angestellte und freie Berufe zu finden waren, während bei der Landbevölkerung — wie nicht anders zu erwarten — Landwirte bzw. in der Landwirtschaft tätige Hilfskräfte den Löwenanteil ausmachten. Sie stammten bzw. kamen aus dem Ermland. Das besagten deutlich schon ihre Namen: Buchholz, Strehl, Brieskorn, Grunwald, Labusch usw. Die angegebene Berufsschichtung hat sich trotz der normal üblichen personellen Veränderungen im großen Ganzen bis zum bitteren Schluß erhalten. Als Angerburg 1934 wieder Garnisonstadt wurde, haben recht viele Ermländer ihren Wehrdienst beim Reiter-Rgt. 2 in Angerburg abgeleistet; das trat auch im kirchlichen Leben der Gemeinde deutlich in Erscheinung; das Grau der Uniform beherrschte stark den Kirchenraum.

Das Verhältnis der katholischen Minderheit zu den Evangelischen und zum jüdischen Bevölkerungsteil war durchaus erfreulich und ohne ernstzunehmende Mißklänge. Das kann einmal der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erfahrung bestätigen, der, obwohl einziger katholischer Lehrer in einem ab Ende der zwanziger Jahre 20 Lehrkräfte zählenden Kollegium, bestes Einvernehmen in dienstlicher und familiärer Beziehung mit den Kolleginnen und Kollegen hatte, das beweisen auf der andern Seite mancherlei Tatsachen, von denen an anderer Stelle noch die Rede sein wird.

Die Zahl der katholischen Kinder in der Stadt lag — mehr oder weniger sich gleichbleibend im Laufe der Jahre — in der Volksschule bei 20, in den höheren Schulen schwankte sie zwischen 8 und 12 Jungen und Mädchen. In den ländlichen Gemeinden änderte sich die Zahl der Kinder infolge Ortswechsels der Eltern häufiger; sie bewegte sich hier zwischen 80 und 100 Kindern. Das wird an anderer Stelle noch ausführlich dargelegt. — Die Erstkommunion der Kinder fand im September statt, den Unterricht erteilte der Geistliche. Da den Kindern im Winter die Fahrt zur Stadt nicht zugemutet werden konnte, wurde nach Ostern mit dem Unterricht begonnen und zum Herbstbeginn Erstkommunion gehalten; sie war ein Festtag für die ganze Gemeinde.

Über die Tätigkeit des Geistlichen in der Diaspora-Gemeinde Angerburg hier viel zu sagen, kommt dem Schreiber nicht zu. Das sei aber zum Ausdruck gebracht: Er konnte nicht, um mit einem Wort des Volksmundes zu sprechen, „die Hände in den Schoß“ legen, hatte nicht mit der Feier der heiligen Messe am Morgen und dem Verrichten des Breviergebetes sein Tagespensum erfüllt. Die Tage brachten mehr oder weniger ihre besonderen Obliegenheiten: Familien- oder Krankenbesuch am Ort oder im Kirchspiel, Taufe oder Todesfall, Braut- oder Konvertiten-Unterricht (Mischehen waren nicht selten), Religionsunterricht und später auch Unterweisungs- und Aussprache-Stunden bei der Wehrmacht. Und noch einmal sei bemerkt: Neben dem eigentlichen Tun nahmen die manchmal weiten Wege viel Zeit und Mühe in Anspruch und konnten bei Ungunst der Witterung zu rechter Strapaze werden.

Angerburg gehörte zum Dekanat Masuren II, das anfangs der 20er Jahre gebildet worden war und die Bezirke der katholischen Kirchengemeinden Angerapp, Angerburg, Arys, Goldap, Johannisburg, Lötzen, Rastenburg, Ebenrode, Lyck und Treuburg umfaßte. Lyck, die Hauptstadt Masurens, war Dekanatsstadt und ihr Pfarrer Fox Dekan. Dort wurden die Dekanatskonferenzen in regelmäßigen Abständen gehalten, die für die geistlichen Herren gleichzeitig Freude ausstrahlten durch das Wiedersehen mit den Confratres. Es wurde auch ein oder zwei Mal im Jahr innerhalb der Gemeinden

über Sonnabend/Sonntag der geistliche Herr ausgetauscht (z. B. Angerburg—Goldap), damit ein fremder Geistlicher in die Gemeinde kam. — Hilfsbereitschaft unter den Gemeinden zeigte sich auch auf anderen Gebieten. So hat der Schreiber dieser Aufzeichnungen z. B. in der ersten Hälfte der 20er Jahre zwei Sommer hindurch in Schöntal im Goldaper Bezirk Religionsunterricht erteilt. Bis Herandstal (früher Bodschtwingken) hatte er von Angerburg 40 Minuten Bahnfahrt und anschließend noch 4 km mit Fahrrad zurückzulegen. Erfreulich war's, wenn die Kinder — es kamen damals 11 dort zusammen — vollzählig zur Stelle waren. Wie oft aber fehlten einige aus nichtigen Gründen! „Ich hatte vergessen! — Ich mußte auf den kleinen Bruder aufpassen! — Die Mutter ging einkaufen!“ So oder ähnlich lauteten in der nächsten Stunde die Entschuldigungen (andernorts war's nicht viel anders). Im Winter kamen zu Kälte und verschneiten Wegen die kurzen Tage, so daß dann vom nachmittäglichen Religionsunterricht Abstand genommen werden mußte.

Täuflinge wurden oft ohne Taufzeugen und unangemeldet — meist nach dem sonntäglichen Gottesdienst — zur Kirche gebracht; dann mußten der Lehrer oder die Pfarrwirtin oder ein Gemeindeglied Taufpatenstelle übernehmen. Das Geburtsregister — leider ist es verloren gegangen — könnte darüber interessanten Aufschluß geben.

Sehr zeitraubend waren Begräbnisse in abgelegenen Ecken des Kreisgebietes, die größtenteils nur mit Wagen zu erreichen waren und zudem noch einen weiten Weg zum Friedhof hatten. Großer Wert wurde dabei angesichts der evangelischen Begräbnisteilnehmer auf eine Grabrede gelegt, und es war für den Geistlichen manchmal nicht leicht, die richtigen Worte zu finden, die mit Berechtigung gesagt werden konnten und beeindruckten.

Die Kirchengemeinde verfügte auch über eine Borromäus-Vereins-Bibliothek. Sie wurde vom Lehrer verwaltet und konnte vom 114 Bänden im Jahre 1919 bis zum Jahre 1938 auf 480 Bände vergrößert werden. Die Zahl der beitragsentrichtenden Mitglieder schwankte zwischen 12 und 20, die der Leser lag etwa um die Hälfte höher. Auch den Vertrieb verschiedener Zeitschriften der Steyler Mission (Stadt Gottes, Missionsbote und Jesusknabe) besorgte der Lehrer bei einem festen Stamm von Beziehern.

Seit Dezember 1919 also wurde in der Angerburger Kapelle „Zum Guten Hirten“ nun täglich die heilige Messe gefeiert. Wenn der Besuch an Wochentagen in der ersten Zeit oft auch sehr bescheiden war, vermittelte das tägliche Opfer der Gemeinde doch viele Gnaden, und die beglückende Tatsache der ständigen Anwesenheit eines Geistlichen förderte deutlich sichtbar das kirchliche Leben der jungen Diasporagemeinde.

Pfarrer Nieswandt's Bemühen ging verständlicherweise zunächst dahin, die Gemeindeglieder kennenzulernen. Das war nach der heiligen Messe an Wochentagen nur sehr wenig möglich, erfolgreicher schon nach den Gottesdiensten an Sonn- und Feiertagen. Hinzu kamen Hausbesuche, bei den in Angerburg wohnenden Familien kein Problem, wohl aber bei den ländlichen Gemeindegliedern. Da aber bekanntlich Schwierigkeiten dazu da sind, überwunden zu werden, führten die beiderseitigen Bemühungen um Gemeinschaft und Zusammenstehen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu sichtbarem Erfolg, der u. a. in stärker bejahtem und geübtem kirchlichen Leben deutlich zum Ausdruck kam. Als Pfarrer N. im Oktober 1920 Angerburg verließ, um die Pfarrstelle in Königsberg Pr./Ponarth zu übernehmen, konnte er mit Berechtigung feststellen: Die katholische Gemeinde des Angerburger Sprengels ist auf gutem Wege, Geschlossenheit zu gewinnen und zu einem erfreulichen Glaubenleben zu kommen.

Kaplan Paul Rehnke von St. Nikolai in Elbing war zum neuen Kuratus in Angerburg bestellt worden. Am bereits frostigen 5. November 1920 traf er mit dem Abendzuge von Königsberg in Angerburg ein und wurde von Kaufmann Tietz, der auch die Empfangskutsche stellte, Rentier Sokolowski und Lehrer Roesner auf dem Bahnhof empfangen und ins „Schloßhotel“ begleitet, in dem er vorerst einige Tage wohnen mußte, bis seine Möbel von Elbing eingetroffen waren und die Pfarrwohnung in der Kapelle ihre wohnliche Einrichtung erfahren hatte. Mit heißem Umtrunk im genannten Kreis, den Hotelbesitzer Scharnick und Justizobersekretär Penkert zeitweise erweiterten, wurde der neue Seelsorger willkommen geheißen und in entsprechender Weise über die Verhältnisse in seinem neuen Wirkungskreis unterrichtet.

Der Sonntagsgottesdienst am 8. November brachte erste Berührung mit weiteren Gemeindemitgliedern und wurde zum Brückenschlag zwischen Pfarrer und Gemeinde. Kuratus Rehnke war ein ausgezeichnete Prediger, der die Zuhörer leicht zu packen wußte; er besaß auch eine angenehme und gute Singstimme, die alle erfreute. — Besuche offizieller Art, Begrüßungen nach den Gottesdiensten und Hausbesuche liefen ihn in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Gemeinde so weit kennenlernen, daß er darin bestens zuhause war, sich Urteile bilden und abgeben konnte.

Er hatte im Laufe eines guten halben Jahres nicht nur die Sympathien und Herzen seiner Gemeindeangehörigen gewonnen, sondern erfreute sich gleicher Achtung und Beliebtheit bei den Andersgläubigen. Als Freund echter Geselligkeit und ausgestattet mit ausgezeichnete Menschenkenntnis und goldenem Humor, war er überall gern gesehen und willkommen; er konnte auch so recht von Herzen lachen, daß ihm die Tränen kamen. Mit den evangelischen Amtsbrüdern herrschte bestes Einvernehmen; einer von ihnen bat „unsere“ Pfarrer einmal, ihm bei der Wahl der Lebensgefährtin behilflich zu sein. — Die Einladungen zu offiziellen Veranstaltungen oder sonstigen Geselligkeiten erfolgten nicht nur, weil „es sich so gehörte“, sondern vornehmlich wegen der menschlichen Qualitäten von Pfarrer Rehnke; er schätzte den Skat ebenso wie den Whist und freute sich spitzbübisch, wenn er einen Spieler hineinlegen konnte.

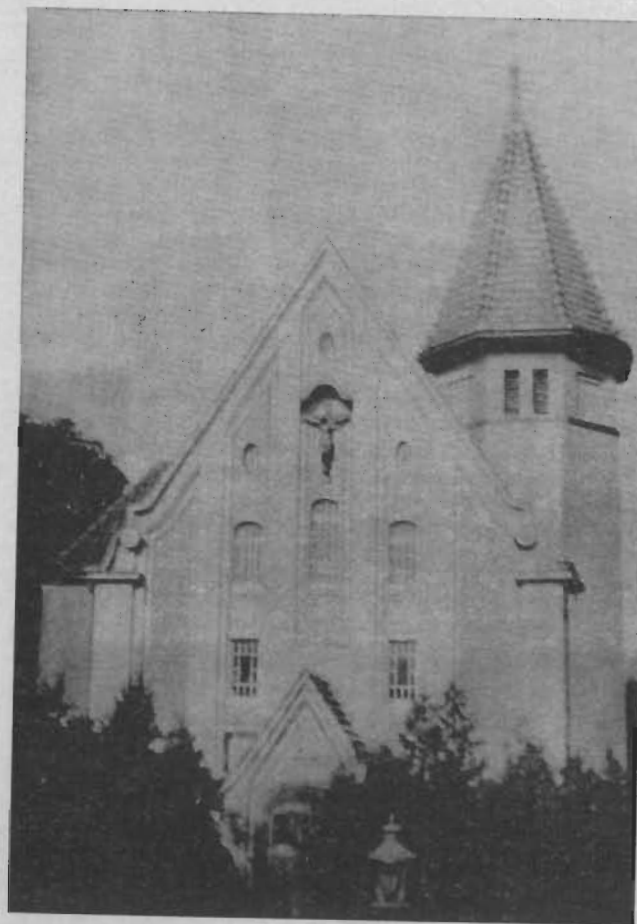
Den vielseitigen und oft schwierigen Aufgaben seines geistlichen Amtes hat Pfarrer Rehnke sich mit großer Einsatzfreudigkeit, großem Eifer und nachhaltigem Erfolg unterzogen. Es darf nicht übersehen werden, daß die Kirchengemeinde klein und arm war, über Vermögen nicht verfügte, der Kirchenraum bei seiner Fertigstellung im November 1913 nur mit dem Notwendigsten ausgestattet worden war und daß während des ersten Weltkrieges eine Ergänzung der Ausstattung nicht im Bereich des möglichen lag. In der Ergänzung der Kapelleneinrichtung sah Kurator Rehnke nun eine seiner vordringlichsten Aufgaben. Er besuchte Konfratres im Ermland und predigte in ihren Gemeinden, wandte sich an Freunde und gute Bekannte und gewann auf diesem Wege einen Grundstock, der es ihm trotz fortschreitender Inflation ermöglichte, bei Professor Drechsler in München einen Marienaltar, der gleichzeitig das heilige Grab aufnahm, und bei Drechslermeister Römer in Elbing, der ihm aus der Zeit seiner Tätigkeit in Elbing bestens bekannt war, einen gediegenen Beichtstuhl in Auftrag zu geben, sowie eine schucke ewige Lampe zu erwerben. Im Sommer 1922 überraschte er die Gemeinde mit diesen herrlichen Stücken, die ein echter Schmuck der Kapelle waren, allerseits Freude und Dankbarkeit auslösten.

Unmittelbar nach den Pfingstfesttagen des Jahres 1921 hatte die Gemeinde bei guter Beteiligung eine Wallfahrt nach Heiligelinde gemacht. Bis Neumühl bei Rastenburg wurde der Zug benutzt. Die restlichen 15 Kilometer legten die Wallfahrer zu Fuß zurück, den Rosenkranz betend und Marienlieder singend. Sie übernachteten in Hei-

ligelinde, feierten am nächsten Morgen in Andacht und Hingabe das heilige Opfer und kehrten am Nachmittag mit dem Zuge nach Angerburg zurück.

Maiandacht — dreimal wöchentlich am Abend —, zu der die schönen Marienlieder aus dem „Maiglöckchen“ (Verlag Habelschwerdt/Schlesien) gesungen wurden, und Rosenkranzgebet im Oktober hatten im Ablauf der Dinge ebenso ihren festen Platz wie das feierliche Hochamt am Patronatsfest, am zweiten Sonntag nach Ostern mit dem Evangelium vom Guten Hirten.

Am Fronleichnamstag zeigte sich deutlich, wie sehr dieses hochheilige Fest auch in der Diaspora den Gläubigen ans Herz gewachsen war. Dann kam die ganze Gemeinde in Bewegung! Tage vorher fuhr ein Holkommando in den Stadtwald, um Tan-



nen- und Birkengrün für die Ausschmückung des Gotteshauses heranzuschaffen. Darauf ging's ans Girlandenwinden. Mit Liebe und Hingabe machten sich Frauen ans Werk und banden gegen 150 Meter Girlanden, die in der Kapelle gezogen wurden. Die vier Altäre erhielten ihren Platz und mit Laub, Blumen und Kerzen ihren Schmuck. Daneben empfingen auch Mittelgang und Seiten sowie der Treppenaufgang durch Girlanden, Bogen und Birkengrün ein entsprechendes festliches Kleid. Und wenn am Abend alle Arbeit getan war, prangte die sonst so schlichte Kapelle in einem schimmernden, leuchtenden Gewand, das der Feier des göttlichen Geheimnisses einen würdigen Rahmen gab.

Die Kapelle war an diesem Tage überfüllt. Im Anschluß an das Hochamt, in dem die Stadtkapelle unter Kapellmeister Ebert und das Harmonium gemeinsam die Lieder begleiteten, ging die Prozession zunächst zu den vier Altären in der Kapelle und nahm dann ihren Weg ins Freie zu dreimaligem Umhang um das Kapellengebäude. Da waren die Gläubigen eine einzige singende und betende Gemeinschaft, sangen in tiefer Gläubigkeit zur Begleitung durch die Musik das majestätisch-wuchtige „Lafst Christen hoch den Jubel schallen...“ und ehrten den göttlichen Herrn in der unscheinbaren Brotsgestalt: Über allen und allem lag etwas Weihevolltes und Feierliches und strahlte hinüber zu den Zuschauern auf der Straße.

Am Nachmittag des Fronleichnamstages gab's nach der Vesper einen Familienausflug entweder zu Fuß über die Uferpromenade entlang der Angerapp nach Birkenhain oder eine Fahrt mit einem Motorboot der Angerburger Bootsgesellschaft nach Upalten, Jägerhöhe oder Steinort. Man ließ sich dort den Kaffee gut schmecken, Kuchen hatte Mutti mitgebracht, und dann füllten heitere Spiele für die Jugend, ein Skat der Männer mit frohem Umtrunk und munteres Plaudern der Damen die wenigen Stunden bis zur zeitigen Abfahrt. Die war erforderlich, damit das kleine Volk zur rechten Zeit ins Bett kam und in Angerburg ggf. jeder noch seinen Anschluß mit der Bahn zum Heimatort fand. Diese Form der kirchlichen Feier des hohen Festtages ist bis zum Ende beibehalten worden; als die Stadtkapelle Ebert zum RAD ging, übernahm die Kapelle des Reiter-Regiments 2 — Angerburg diese Aufgabe. Der gesellige Nachmittag verbot sich in den Kriegsjahren von selbst.

Es darf also wohl gesagt werden, daß die Verantwortlichen bemüht waren, auf mannigfachen Wegen dem katholischen Glaubensleben zu dienen. Gab es auch manche Enttäuschung, es blühte auch oft Freude, und die schuf neuen Eifer und war immer wieder für jeden echten Katholiken Anstoß und Antrieb zu neuem Einsatz für das Gottesreich, ließ eine schöne Gemeinschaft wachsen und Schwierigkeiten überwinden.

\*

Im Frühjahr 1922 zogen die Eltern von Kurator Rehnke — der Vater war jahrzehntelang verdienter Hauptlehrer in Basien gewesen und pensioniert worden — nach Angerburg und nahmen bei ihrem Sohn Wohnung. Bereits ein Jahr später starb Herr Rehnke und wurde auf dem Angerburger Friedhof zur letzten Ruhe gebettet.

Im Jahre 1925 wurde in der Karwoche durch Franziskanerpater Dominikus von Breslau-Carlowitz die erste Mission in der Gemeinde gehalten. Sie wies, gemessen an den durch die Entfernungen gegebenen Schwierigkeiten, bei den Opferfeiern und Predigten und dem Sakramentenempfang eine recht erfreuliche Anteilnahme auf und gab dem kirchlichen Leben einen beachtlichen und lange noch wirksamen Auftrieb.

In der ersten Hälfte der zwanziger Jahre gab's in der Gemeinde auch einen kleinen gemischten Chor — in besten Zeiten mag er 14 bis 16 Mitglieder gezählt haben —, um den sich Frau Rehaag in besonderer Weise verdient machte. Er hatte von Anfang an „stimmliche Schwierigkeiten“, konnte er sich einmal doch nur aus Mitgliedern in der Stadt rekrutieren und zum andern mangelte es an Männerstimmen. Personale Veränderungen führten dazu, daß die Zahl der Mitwirkenden — neue waren nicht zu gewinnen — zurückging und daß der Chor nach etwa siebenjährigem Bestehen zu allseitigem Bedauern seine Tätigkeit einstellen mußte.

In die Amtszeit von Kurator Rehnke fällt auch ein kurzer Firmbesuch des Hochw. Herrn Bischofs Dr. Augustinus Bludau. Damit kam zum ersten Mal ein Bischof in die Gemeinde Angerburg. Zur Abholung des hohen Besuches vom Bahnhof hatte Gutsbesitzer Wittko, Angerburg, entgegenkommenderweise seinen — ehemals kaiserlichen — Galawagen vierspännig zur Verfügung gestellt. Weder über den genauen Zeitpunkt des Besuches noch über die Zahl der Firmlinge und die Firmpaten können genauere Angaben gemacht werden. Von Angerburg reiste der Hochw. Herr nach Goldap weiter.

Besonders engen Kontakt pflegte Kurator Rehnke zu seinem Nachbarn in Lötzen, Kurator Berger, mit dem er Jahre hindurch gemeinsam an St. Nikolai in Elbing gewirkt hatte und der später auf die Pfarrstelle in Bartenstein berufen wurde. Bei der räumlichen Ausdehnung der Gemeinde spielte auch die Überlegung eine Rolle, wie das Zusammengehörigkeitsgefühl auch außerhalb des kirchlichen Raumes geweckt und vertieft werden könnte. Einen Weg dazu sah man in der Durchführung von Gemeinschaftsveranstaltungen. Neben dem bereits erwähnten Familienausflug am Nachmittag des Fronleichnamstages wurde noch ein Gemeindefest im Schloßhotel veranstaltet, das in die Zeit zwischen Neujahr und Quinqua- bzw. Septuagesima fiel. Die Anregung dazu ging vom Schreiber dieser Zeilen aus, darum drückte man ihm auch die Durchführung der Veranstaltung in die Hände. Geeignete Helfer fanden sich in genügender Zahl unter den Gemeindemitgliedern. Und die „Festchen“, die sich regen Zuspruchs aus dem Gemeindegebiet erfreuten, wurden stimmungsvolle, von Frohsinn und Freude getragene Zusammenkünfte. Ein kleines Theaterspiel, lustige Verse und heitere Vorträge sowie Volkstänze bildeten ein buntes Programm, neben dem eine Tombola, verschiedene „genüßliche“ Stände, deren Dinge größtenteils gestiftet waren und mit Genehmigung des Hotelwirtes an den Mann gebracht wurden, für Überraschungen sorgten. Diese Feste hatten auch regen Besuch seitens des jüdischen Bevölkerungsteils zu verzeichnen. Meist wurde ein Überschuß erzielt, der dem Familienausflug am Fronleichnamstage zugutekam. Über ein Jahrzehnt lang waren beide Zusammenkünfte begrüßte Veranstaltungen; das tausendjährige Reich setzte ihnen — wie vielem anderen — ein Ende.

Die Sommermonate 1926 brachten der Gemeinde Leid und Sorge. In den ersten Julitagen erkrankte unser Seelsorger an Thrombose im rechten Bein. Er fand Aufnahme im St.-Katharinen-Krankenhaus in Königsberg Pr., Oberhaberberg. Nach eingehender Untersuchung im Beisein seines ärztlichen Bruders, der später fast zu gleicher Zeit vom Tode ereilt wurde, sah man die Amputation des Beines für erforderlich an und vollzog diese Ende Juli. Die Gemeinde hat in jenen Tagen viel für ihren Seelsorger gebetet. Gottes Ratschluß bestimmte es anders, als Gebet und Wünsche der Gläubigen erlehten. Vier Wochen nach der Operation, in den frühen Morgenstunden des 26. August, rief der himmlische Hohepriester seinen getreuen Diener zu sich: Eine Lungenembolie raffte ihn im blühenden Alter von nur 43 Jahren dahin. Die Nachricht traf nicht nur die Gemeinde wie ein Keulenschlag, sie löste allgemein in der Bevölkerung



tiefe Trauer und Anteilnahme aus. Am 28. August wurde der Verstorbene nach Angerburg überführt und am 31. d. Mts. zu Grabe getragen. Eine gewaltig große Trauergemeinde gab ihm das letzte Geleit und bezeugte damit deutlicher als Worte zu sagen vermögen, die Liebe und Verehrung, die Hochachtung und Wertschätzung, deren sich der Entschlafene bei allen, die ihn gekannt hatten, erfreute.

Im Sonntagsblatt für die Katholiken in der Stadt Elbing vom 5. September 1926 war neben einem Nachruf der Kolping-Familie, deren Präses der Dahingeshedene seinerzeit war, folgender Bericht von H. Kaplan Jablonski über die Beerdigungsfeierlichkeiten in Angerburg zu lesen:

„Am Dienstag haben wir den Seelsorger der kleinen, etwa 400 Seelen zählenden katholischen Diasporagemeinde von Angerburg, Kuratus Paul Rehnke, auf dem dortigen Kommunalfriedhof neben dem Grabe seines Vaters zur letzten Ruhe gebettet. Der unerbillliche Tod hat ihn, den äußerlich kräftigen, im blühenden Mannesalter von 43 Jahren stehenden Geistlichen nach 18jähriger priesterlicher Tätigkeit hinweggerafft. Seit 1920 stand er der Angerburger katholischen Gemeinde vor. Sie war ihm lieb und traut geworden. Er starb im St.-Katharinen-Krankenhaus zu Königsberg, Oberhaberberg, mehrmals gestärkt durch die kirchlichen Gnadenmittel, nach einer Operation, deren Folgen er wegen Herzschwäche nicht hat überwinden können. Wie sehr der Verstorbene sich die Sympathien seiner Konfratres erworben, beweist die Tatsache, daß etwa 30 Geistliche aus der Diözese Ermland, zum Teil aus weit entfernten Orten, nach dem an der Nordostseite des Mauersees gelegenen freundlichen Masurenstädtchen geeilt waren, um an der Beerdigungsfeier teilzunehmen. Ebenso genoß er die Wertschätzung seiner Kirchspielsangehörigen und auch der Andersgläubigen von Stadt und Land in reichem Maße.

Das Totenamt in dem schmucken Kirchlein, das dem Guten Hirten gewidmet ist, und dessen innere Ausstattung auch von des Verstorbenen Arbeit kündigt, hielt Erzpriester Heller, Wartenburg, unter Assistenz von Pfarrer Berger, Bartenstein, und Pfarrer Temma, Elbing, während der Kirchenchor unter Leitung des Lehrers und Organisten Roesner das lateinische Requiem und mehrere deutsche Lieder sang. Unter den Klängen mehrerer Choräle und des Chopin'schen Trauermarsches, vorgetragen von einer Musikkapelle, bewegte sich der lange Trauerzug mit dem reich mit Kränzen geschmückten Sarg zum Friedhof. Am Grabe feierte Pfarrer Berger den Verstorbenen als Menschen, Freund und Priester, der sich in allen Sorgen des priesterlichen Amtes auf Christi Liebe und Duldsamkeit und auf das Wort der Kirche: DOMINUS PARS HAEREDITATIS MEAE ET CALICIS MEI — Der Herr ist der Anteil meiner Erbschaft — besonnen habe. Unter Hinweis auf die PIETA, die Schmerzensmutter Maria, fand auch der Grabredner tröstende Worte für die schwerheimgesuchte Mutter des Pfarrers Rehnke, der nach Gottes Ratschluß in derselben Woche noch ein zweiter Sohn, Arzt in Polen, durch den Tod entrissen worden war. Auch ein Vertreter der katholischen Studentenkorporation ehrte unter Erwähnung der drei Prinzipien des Verbandes Religion, Wissenschaft und Freundschaft den Verstorbenen in einer kurzen Ansprache und gab nach studentischem Brauch dem toten Bruder Studentenmütze und Band ins Grab mit.

Mit dem Gesang „Gegrüßet seist du Königin“, einem Liede des Kirchenchors und Gebeten wurde die ergreifende Trauerfeier geschlossen. Alle Teilnehmer aber wurden erfaßt von dem Gedanken des ehrwürdigen alten Kirchenliedes: „Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen.“ REQUIESCAT IN PACE.

In der Gemeinde lebte das Andenken an diesen hochherzigen Priester und wertvollen Menschen in Dankbarkeit und Verehrung weiter.

(Fortsetzung folgt)

## Das Klima unseres Kreises

(nach Von Angerburg)

Von Georg Komm

Im Angerburger Heimatbrief Heft 49, Weihnachten 1964, erschien der erste Teil, der vom Wetter in unserm Kreise sprach. Es wurde dort ein Überblick gegeben über die Wetterverhältnisse seit 14 000 vor Christi Geburt bis zur Jetztzeit. Dann folgte eine Schilderung des heimischen Wetters, wie wir es erlebten.

In dem vorliegenden Teil wird auf Temperatur, Niederschlag und Wind genauer eingegangen:

Der Übergang vom Frühling zum Sommer vollzog sich fast stets bedeutend rascher als in den westlicher gelegenen Teilen unseres Vaterlandes. Es kam oft in wenigen Tagen zu einem förmlichen Temperatursprung, der die Pflanzenwelt in kürzester Frist zur Entwicklung zwang, so daß Frühlings- und Sommerpflanzen nebeneinander blühten. Die wärmste Zeit des Jahres waren die letzten Junitage, Juli und August. In unsern Sommern hatten wir Wärmeperioden, bei denen zur Freude der Schulkinder schon um 10 Uhr die Quecksilbersäule mehr als 25 Grad C. im Schatten zeigte und Mittagstemperaturen von 32 Grad C. keine Ausnahmen waren.

Trotz der östlichen Lage gab es für unser Gebiet aber auch Jahre, die mehr ozeanischen Charakter zeigten. Es gab dann regnerische Sommer (siehe v. Sanden „Das gute Land S. 125 bis 146) und milde Winter wie 1920 bis 1921. Nach Quednau betrug der Temperaturmittelwert von Dezember 1920 bis 1. März 1921 minus 0,4 Grad. In diesem Winter, und, so weit ich mich entsinne in noch einem, trug der Mauersee nur hin und wieder eine Eisdecke, die nicht einmal fünf Zentimeter stark wurde. Solch eine abnorme Erscheinung war immer von der Großwetterlage abhängig genau so wie die sibirisch kalten Winter von 1921 bis 1922, 1923 bis 1924 und 1928 bis 1929. Stobben hatte in der Zeit vom 1. Dezember 1921 bis 1. März 1922 eine Durchschnittstemperatur von minus 4,9 Grad Celsius und für den gleichen Zeitraum des Winters 1928 bis 1929 sogar minus 9,6 Grad Kälte. In diesem wahrhaft arktischen Winter erreichte das Mauersee-Eis einen Meter Dicke, während es in üblichen Wintern 30 Zentimeter stark wurde. In normalen Jahren sank das Thermometer nur an wenigen Tagen bei Ostwind auf minus 20 Grad Celsius; minus 15 Grad Celsius galt auch schon als sehr strenger Frost.

Zuverlässige und eingehende Angaben über unser Wetter sind uns erhalten geblieben in den Aufzeichnungen unseres Heimatforschers, Lehrer August Quednau in Stobben in der Schrift „Klima und Wetter des Mauerseegebietes im Rahmen Ostpreußens“ (Auszugsweise Abschrift im Archiv in Rotenburg).

Nach zehnjähriger Beobachtungszeit (1916 bis 1927) gibt Quednau für Stobben folgende mittlere Temperaturen an:

Januar	minus	3,75 Grad Celsius
Februar	minus	3,38 Grad Celsius
März	minus	0,24 Grad Celsius
Mai	plus	11,84 Grad Celsius
Juni	plus	13,95 Grad Celsius
Juli	plus	16,74 Grad Celsius
November	plus	0,74 Grad Celsius
Dezember	minus	2,42 Grad Celsius
Jahresdurchschnitt: plus 6,19 Grad nach Celsius.		

Für Angerburg und für alle Orte, die von der Wasserkühle großer Seen nicht beeinflusst wurden, waren die Sommertemperaturen höher, die Wintertemperaturen etwas niedriger als in Stobben. Die Jahresdurchschnittswärme dieser Orte betrug etwa 7 Grad Celsius.

Ähnlich den Temperaturen waren auch die Niederschlagshöhen innerhalb unseres Kreises unterschiedlich.

Die Minima (Gebiete niederen Luftdruckes kamen vorwiegend aus westlichen Richtungen. Sie waren genötigt, mit ihren Regenfronten aus dem Ostpreußischen Tiefland über das Seengebiet zu den Steinwalder Höhen emporzusteigen. G. Hellmann behauptet in seinem „Klimaatlas“ hierzu: „Immerhin wird jeder mit dem Relief des Landes vertraute sofort erkennen, daß die Regenkarte auch eines in vertikaler Richtung nur wenig gegliederten Landes, wie es Ostpreußen ist, doch bis zu einem gewissen Grade ein Spiegelbild der Höhenschichtungskarte genannt werden kann, weil sie die Tatsache klar zur Darstellung bringt, daß selbst in einem Flachland kleine Bodenhebungen auf das Ausmaß und die Verteilung der Niederschläge einen sehr merklichen Einfluß ausüben“. So liegt denn auch die größte Niederschlagshöhe des Kreises mit 700 mm Jahresmittel hart an seiner Ostgrenze. Das Gebiet des Mauersees und das der Angerapp-Goldap empfängt 600 bis 700 mm und das Land von Doben-Faulhöden nur 500 bis 600 mm. Die Behauptung Hellmanns trifft allgemein gesehen zu. Für den Kreis Angerburg aber ist sie nur bedingt gültig. Es scheinen, wie bei den Temperaturen, wieder die Seen und großen Forsten zu sein, die die Niederschläge in einzelnen Orten stark beeinflussen.

Langjährige Messungen haben als Durchschnittswerte z. B. für Kruglanken, 125 m Meereshöhe, 609 mm, für Engelstein, 90 m Meereshöhe, aber 662 mm Niederschlag festgestellt, und die beinahe auf gleicher Höhe und nur wenige Kilometer voneinander entfernt liegenden Orte Angerburg, mit 630 mm, und Steinhof, mit 685 mm, zeigen die beträchtliche Niederschlagsdifferenz von 55 mm.

Quednau weist ähnliche Niederschlagsunterschiede für die Orte Stobben, Lötzen, Soltmahnen und Gr. Stürlack nach, die ebenfalls durch verschiedene Höhenlagen nicht erklärbar sind.

Regenmessungen im Kreise haben ergeben, daß während des Sommers viel mehr Niederschlag fällt als im Winter. Wahrscheinlich ist dieser erhöhte Sommerniederschlag auf die Gewitter zurückzuführen; erreicht doch die Regenhöhe bei einem Gewitter oft 10 mm und darüber.

Quednau hat durch eingehende Gewitterbeobachtungen die Gründe für die Niederschlagsdifferenz über den verschiedenen Orten unseres Kreises erforscht und völlig neue Erkenntnisse gewonnen. Er schreibt „Wenn ein heranziehendes Gewitter auch nur mit einem Teil seiner Wolke auf den See treffen könnte, so weicht es in der Regel schon in einiger Entfernung vom See in seiner Zugrichtung ab, als ob es ja nicht in Beziehung mit ihm kommen wollte.“

Gelingt es zuweilen nicht, und trifft ein Teil der Wolke doch auf den See, so geschieht folgendes: Der Teil der Wolke, der auf den See trifft, macht am See für einige Minuten halt, und in ihm flaut die elektrische und regnerische Tätigkeit zusehends ab, während der andere Wolkenteil unter Blitz, Donner und Regen um das Seen-Ende herumschwenkt. Dann umgeht auch der zurückgebliebene Wolkenteil die Seenecke. Darauf zieht das Gewitter jenseits des Sees in der ursprünglichen Zugrichtung weiter, wobei auch im vorhin zurückgebliebenen Wolkenteil die elektrische und regnerische Tätigkeit rasch wieder zunimmt. . . . In den letzten zwölf Jahren umgingen 39, 5 Prozent aller Gewitter den See in dieser Weise.

Treffen Gewitter mit der ganzen Wolke auf den See, so sind je nach Größe und Stärke derselben besondere Eigentümlichkeiten zu beobachten:

In jedem Falle steigern sich kurz vor Erreichen des Sees die elektrischen Entladungen, d. h. sie werden häufiger und sind oft zur Erde gerichtet, also Schläge, und dann hören sie für kurze Zeit ganz auf.

Ist das Gewitter ein kleines, schwaches, so gibt es nach dieser Pause nur Blitze in den höchsten Teilen der Wolke, wobei nur selten ein schwaches Aufleuchten der Unterseite der Wolke zu bemerken ist. . . . Diese Entladungen werden immer seltener und hören schließlich ganz auf, der Regen auch; vom Gewitter ist nur noch ein Wolkenschirm übrig geblieben, unter welchem hindurch man nach allen Seiten den Himmel mit leuchtenden Ballenwolken sehen kann. Schließlich weht ein aufkommender Wind auch noch den Wolkenschirm, den letzten Rest, fort, und man kann sagen: Der See hat das Gewitter ausgelöscht.

Ist das Gewitter elektrisch kräftig, so gelingt es ihm, wenn es groß ist, stets, wenn es dagegen klein ist, nur zuweilen, den See zu überschreiten.

Bei kleineren Gewittern hören die elektrischen Entladungen, die sich beim Herannahen steigerten, beim Erreichen des Seeufers für kurze Zeit auch auf. Dann aber gibt es nicht den vorhin geschilderten leisen Donner in höchsten Wolkenhöhen, sondern es erfolgt Schlag auf Schlag zur Erde.

Dabei überschreitet das Gewitter den See mit großer Schnelligkeit, und zwar an der schmalsten Stelle desselben — wie auf einer Brücke. Ich habe darum diese oft benutzten schmalen Stellen bei meinen Notierungen instinktiv Gewitterbrücken genannt. . . . Solche Gewitterbrücken gibt es z. B. bei Lötzen, bei Steinort, zwischen Schwenzait- und Gr. Stregeler-See bei Schwenten usw. . . . Wenn ein kleineres Gewitter eine Gewitterbrücke benutzt, finden sämtliche elektrischen Entladungen über derselben statt. . . . Sämtliche den See überschreitenden Gewitter benutzen die Gewitterbrücken“.

Ein Erlebnis: Eines Junisonntags machte der Angerburger Jachtklub eine Geschwaderfahrt zum „Kalten Winkel“ im südlichen Mauersee. Ich segelte eine sehr widerstandsfähige 15 qm Jolle. Meiner Besatzung wegen mußte ich schon kurz nach dem Mittagessen die Rückfahrt antreten. Als wir unweit der Königspitze waren, stand über dem Westteil Faulhödens eine kleine Gewitterwolke, die sich in Sekundenschnelle zum riesigen, schwarzen, drohenden Gebilde entwickelte, das sich in großer Geschwindigkeit nach Osten vorschob. Ein schwefelgelber Boenkragen rollte vor ihr her und stand im Nu über uns. Wir konnten gerade noch die Fack bergen und das Großsegel zu einem „Flicken“ reffen, als die Eilung, die Sturmboe, uns erfaßte. Schlagartig wandelte sich der See in brodelnde, weißgischlige Wasserberge. Regen strömte herab. Da fuhr, unter gleichzeitigem pfeifend dumpfen Schlag ein Blitz vor uns in das hoch aufspritzende Wasser. In der Annahme, daß der nächste Schlag uns treffen würde, wenn wir den Kurs nicht änderten, drehte ich ab und ließ das Schiff in das Schilf des Ostufers rasen. Aber es folgte kein weiterer Blitz. Das Unwetter hatte den See überschritten und verschwand. Nach zehn Minuten schien wieder die Sonne. Die Wassermasse, die auf unsere Jolle gefallen war, stand bis hart unter die Bodenbretter; ich schätzte sie auf mindestens 15 mm Regenhöhe. Bevor wir an eine Weiterfahrt denken konnten, mußte erst das Boot ausgepumpt werden.

Im „Kalten Winkel“ hatte man wohl die Gewitterwolke zwischen Faulhöden und der Königspitze (der schmalsten Stelle) den See überschreiten sehen, Regen aber war dort nicht gefallen.

Diese kurzen heftigen Gewitter, die nur ein kleines Gebiet beeinflussten, traten bei uns häufig auf, bewiesen aber, wie sehr sie den Niederschlag auf engem Raume erhöhen konnten.

Solche kleinen, eben beschriebenen Unwetter sind immer Wärmegewitter. Sie bilden sich an der Vorderseite eines aufziehenden Schlechtwetters und haben immer engbegrenzte Entstehungsherde. Quednau nennt solche Gewitterbildungsherde um Stobben herum.

„Auf Herd I ist es der bedeutende Geländeanstieg aus dem Schippenbeiler Becken nach dem masurischen Höhenzug mit dem Kalkenberg, Serviller Kiesberg, den Bergen des sog. „Himmelswinkels“ (vielsagender Volksmund) zwischen Serwillen und Drengfurt sowie der Teufelsberg bei Fürstenau.

Auf Herd II ist es der steile Anstieg aus dem Engelsteiner Becken nach Süden und der diese Endmoräne krönende Engelsteiner Fuchsberg. Bei IIIa steigt das Gelände aus dem Angerapptal nach SO an und wird dort durch den Konopken-Berg und den Schwentener Fuchsberg gekrönt. Nach Herd IIIb steigt das Gelände aus dem kaum fünf Kilometer entfernten Skallischer Becken um fast 100 Meter an.

Der Geländeanstieg bei Gewitterbildungsherd IV beträgt stellenweise, z. B. östlich vom Dgall-See, auf 1,5 km sogar 55 Meter.

Der V. Herd auf der Faulhödenener Halbinsel erhebt sich wie ein Wall auf dem 116 Meter über dem Meere liegenden See bis zu 147 Meter absoluter Höhe. Alle die genannten Erhebungen weisen kahle Kuppen auf.

Die Gewitterbildung an den genannten Geländestellen könnte man sich etwa so vorstellen: An einem Tage mit Gewitterneigung sind Morgen und Vormittag meist windstill, der Himmel ist wolkenlos, die Luft aber wenig sichtbar — diesig. Die unterste Luftschicht wird von Stunde zu Stunde heißer, damit leichter und reicher an Wasserdampf als die darüber befindliche Luft, die lange nicht so schnell erwärmt wird. — So entsteht ein Zustand, in dem die schwere Luft oben, die leichte unten sich befindet. Es bedarf dann nur noch einer ganz geringen Störung, um ein schnelles Emporströmen der heißen, wasserreichen untersten Luft zu veranlassen. Diese Strömung bewirkt das heranziehende Schlechtwettergebiet mit seiner einströmenden Kaltluft. Dabei wird die unterste Luftschicht zunächst seitwärts bewegt. Diese Seitwärtsbewegung muß aber durch Geländeerhebungen aufwärts gerichtet werden. — Ist erst einmal ein Luftstrom nach oben entstanden, so saugt er die unterste leichte, heiße, wasserreiche Luft von allen Seiten an und wird stärker und stärker. Von diesem Vorgang ist so lange nichts zu sehen, bis der aufsteigende Luftstrom kalte Regionen erreicht, in welchen sich der Wasserdampf zu Nebel verdichtet, den wir als kleine Wolkenfetzen erblicken. Infolge immer stärkeren Nachströmens heißer, wasserreicher Bodenluft wachsen aus der kleinen Wolke, die noch keine Bewegung hat, Knorren und Ballen seitwärts sowie besonders aufwärts. Dann hat die Wolke mit ihren oberen Teilen bewegte Luftschichten erreicht und beginnt, mit der dort herrschenden Luftströmung zu ziehen. Im Weiterwandern entwickelt sich dann das junge Gewitter in bezug auf elektrische Tätigkeit, Regen und räumliche Ausdehnung sehr rasch“.

Nach Quednau umgingen in seiner Beobachtungszeit von 12 Jahren 42,5 Prozent aller Gewitter den Mauersee oder zogen als Ferngewitter an ihm vorbei. Alle übrigen Gewitter trafen den See. 14 Prozent kamen an seinen Ufern zum Erlöschen. 43,5 Prozent überschritten die Gewitterbrücken. „Die große Seenreihe des Masurischen Tales schreibt also den Gewittern ganz bestimmte Straßen vor, und die zahlreichen größeren und kleineren Seen im Ostteil des Mauerseegebietes zwingen sie, nach Überschreiten der großen Seenreihe, auch weiterhin bis zur Skallischer Forst und der Rothebuder-

Heydwalder und Borkener Heide besondere Zugstraßen einzuhalten. Im Laufe der Jahre hatte ich schon von meinem Beobachtungsorte Stobben aus den Eindruck gewonnen, daß die vorhin genannten Waldkomplexe Gewitter-Staugebiete sind über welchen die hier abgezogenen Gewitter sich auffallend lange aufhielten, größer und stärker wurden“.

Die Lehrer Freutel in Willudden und Grigat in Gembalken, beides zuverlässige Beobachter und große Naturfreunde, bestätigen Quednau's Annahme von der Stauwirkung auf die Gewitter durch die großen Waldgebiete.

Aus dem Gesamtmaterial heraus entwarf Quednau eine Karte über die Gewitterzugstraßen in unserem Heimatgebiet und schreibt dazu: „So liegen z. B. Steinhof mit 165 mm zwischen den Gewitterbildungsherden IIIa und IIIb sowie am Nordausgange der Schwentener Gewitterbrücke — und Buddern mit 648 mm da, wo die Zugstraßen sich nach der Skallischer Forst hin zusammendrängen, — Engelstein mit 662 mm und Wilhelmsberg mit gar bis zu 739 mm Niederschlag liegen unmittelbar am Gewitterbildungsherd II und werden außerdem von jedem den Mauersee im Norden umgehenden Gewitter getroffen. — Leopoldshof mit seinem stark wechselnden Jahresniederschlag von 380 bis zu 616 mm scheint auch von Herd II recht abhängig zu sein. Kruglanken mit 605 und Stobben mit 603 mm haben fast gleiche Niederschlagswerte, und ihre Lage hat viel Ähnliches miteinander. Beide Orte liegen am SW-Ende größerer Seen, welche die Gewitter zum Erlöschen bringen oder zum Ausweichen zwingen. — Unter dem Einfluß des benachbarten Gewitterbildungsherd von Springsten steht entschieden Soldahnen mit seinem auffallend hohen Jahresniederschlag bis zu 681 mm — Gr. Stürlack mit 591 mm vor der Mitte des langgestreckten Deyguhnsees, wird wohl nur von erlöschenden Gewittern erreicht, während alle andern im NW und SO vorüberziehen“.

Aus diesen Darlegungen ist die unterschiedliche Niederschlagsmenge in einzelnen Orten im Kreise Angerburg verständlich. Meines Wissens ist Quednau der erste gewesen, der die Beziehungen Gewitter — große Seen — große Forsten feststellte.

Im mitteleuropäischen Klimagebiet besteht ständiger Wechsel des Luftdrucks. Da Wind aber die Folge von Luftdruckgegensätzen ist, hat auch Ostpreußen und somit der Kreis Angerburg unregelmäßig starke Winde aus allen Himmelsrichtungen.

Wie Wärme und Niederschlag wird Wind ebenfalls durch örtliche Verhältnisse, bei uns besonders wieder durch die großen Seen, verändert.

Als langjährige Mittelwerte seien nachfolgend zwei Jahresmittelwerte über Windverteilung gegeben, ausgedrückt in Prozenten:

I. nach Hellmann für Treuburg

II. nach Quednau für Stobben

I.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille
	7,6	5,9	9,4	16,3	12,6	12,9	18,0	12,4	4,9
II.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille
	3,2	7,9	6,2	13,3	11,1	25,9	10,2	15,9	6,3

Besonders auffällig ist die hohe Zahl der SW-Winde in Stobben und damit wieder der starke Einfluß der großen Seensenke auf die Luftdruckverteilung in unserer Heimat.

Zusammenfassend kann das Klima des Kreises Angerburg entsprechend seiner geographischen Lage als günstig bezeichnet werden. Es unterscheidet sich im Vergleich zu den westlicher liegenden Gebieten durch stärkere Gegensätze sowohl inner-

halb eines Jahresablaufes als auch im Vergleich ganzer Jahre untereinander. Nach F. Errulat „Das Klima Ostpreußens“ treten in der Entwicklung der Pflanzenwelt erhebliche Datumsverschiebungen auf. Die Kürze der Vegetationszeit wird wettgemacht durch die Temperaturhöhe während der Sommerzeit, sie liegt nach Carl Thiele „Die Klimakreise Deutschlands vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkte“ durchschnittlich um 10 Grad höher als in Pommern und gleicht dem von Mecklenburg. Nach August Meitzen „Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates“ . . . beläuft sich doch z. B. die Zahl der Tage, welche an Wärme von über 18 Grad Celsius hatten in Emden auf durchschnittlich 30, in Kiel auf nur 23, in Königsberg aber auf 31, in Klaußen bei Lyck sogar 39“.

Da der Niederschlag im Pflanzenleben genau so wichtig ist wie die Wärme, und unser Land von Mai bis Oktober viel Regen erhält, erbringen die Getreidearten reiche Ernten, nur der Mais kommt infolge der kurzen Wachstumszeit nicht mehr zur Reife, und aus dem gleichen Grunde ist auch im Gemüsebau eine zweite Fruchtfolge kaum möglich. Gute Erträge bringen die Hackfrüchte. Der Obstbau war, durch staatliche Maßnahmen beeinflusst, im großen auf wenige winterharte Sorten beschränkt worden; er lieferte Früchte von unübertrefflicher Qualität. Forstwirtschaftlich gesehen, gedeihen in unserem Klima Nadel- und Laubholzwälder. Das Holz ist langsam wüchsiger als in den Niederungen des Westens. Besonders die Kiefern unseres Hegewaldes lieferten Bauholz für Königsberg; sie eigneten sich auch vortrefflich für Wasserbauten. Neben den Kiefern lieferten die Fichten infolge ihrer Gesundheit und ihres guten Wuchses Samenmaterial für die das ganze Reich versorgenden Baumschulen Schleswig-Holsteins. Die warmen Sommer trugen nicht unwesentlich dazu bei, den Fremdenstrom in zunehmendem Maße zu beleben.

## Handveste des Dorfes Kehl

In den „Gesammelten Nachrichten zur Ergänzung der Preußisch-Märckisch und Polnischen Geschichte“ des Ludwig Reinhold von Werner aus dem Jahre 1755 steht die Handveste des Dorfes Kehlen aus dem Jahre 1478 wie folgt aufgezeichnet:

„Wir Bruder Merten, Truchses des Ordens der Brüder des Hospitals Sancte Marie des teutschen Hauses von Jerusalem Hohemeister thun kund und bekennen öffentlich — so und dann der Hochwürdige Herr Heinrich Reuf von Plauen eben Hohemeister seel. Gedächtniß dem ehrbaren unsern lieben besondern Anshelm v. Tettau das Schloß Angerburg mit seinen Zubehörungen vor seinem Dienst, Sold und Schaden, auf Wiederablösung versetzt eingeräumt und verpfändet hat, ist indes der gedachte Anshelm v. Tettau vor uns gekommen und erschienen, vorbringende, wie er ein Dorff von 60 Huben in der Keelen am See Schwintzel gelegen habe ausgeleget und ausgegeben — daß zu ewiger Sicherheit haben wir unser Insiegel an laßen hängen diesem Briefe, der gegeben ist auf unserem Hause Königsberg im Montag nach Misericordias Domino. Im vierzehnhundertn und acht und siebenzigsten Jahre.“

## Aus meinem Heimatdorf Kehlen

Drei Kilometer von der Stadt Angerburg entfernt liegt auf einer Halbinsel zwischen Mauer- und Schwenzaitsee das Dorf Kehlen, von dem die Redensart sagte: „En Kähle es de Welt met Bräder verschloage.“ Die beiden Seen sind durch einen Wasserlauf verbunden, den wir „de Fleet“ nannten. Bis zum ersten Weltkrieg war eine Fähre vorhanden, mit der man über den Fluß zum anderen Ufer, den „Kählsche Wäse“ (= Kehlener Wiesen), übersetzen konnte. Mittels eines starken Stahltaus, das über Rollen lief, konnte man die Fähre im Handbetrieb von einem Ufer zum anderen bewegen. Die Kählsche Wäse waren große, zusammenhängende Wiesenparzellen, deren Eigentümer die Bauern aus der Gemeinde Kehlen waren. Das wertvolle Heu, das diese Wiesen lieferten, wurde mit der Fähre auf die Kehlener Seite gebracht. Sie war geräumig und hatte große Tragfähigkeit. Ein vierspänniges Fuder Heu mitsamt den Pferden hatte auf ihr Platz und konnte ohne Schwierigkeiten befördert werden. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde die Fähre aus strategischen Gründen vernichtet, und nach Beendigung des Krieges wurde eine neue nicht mehr gebaut. Die meisten Bauern verpachteten oder verkauften ihre Wiesen an Anlieger aus der Gemeinde Haarschen, da ihnen der Landweg über Schwenten-Roggen zu weit und damit die Bewirtschaftung der Wiesen zu beschwerlich war. Der Bauer Gross bewirtschaftete seine 20 Morgen große Wiese noch bis zur Flucht selbst. Er hatte auf ihr eine Feldscheune gebaut, in die das fertige Heu eingefahren wurde. Im Winter, wenn der See zugefroren war, wurde es auf Schlitten herübergeholt.

„In Kehlen werden die Flinsen auf einer Seite gebacken,“ so uzten uns die Leute aus den anderen Dörfern, weil bei uns alle Gehöfte und Häuser nur an einer Seite der Dorfstraße standen. An der anderen Straßenseite war gleich der See. Jedes Haus und jedes Gehöft hatte seinen Steg, von dem aus man das Wasser schöpfte, das in Haus und Stall gebraucht wurde. Die meisten Familien kochten auch mit Seewasser, denn Pumpen waren nur auf den Bauerngehöften vorhanden, und wenn die Frauen der Instleute mit Brunnenwasser kochen wollten, dann mußten sie es vom Hofe ihres Herrn holen. Meistens aber hatten sie es näher zum See. Vom Steg aus schöpften sie sich zwei Eimer voll und trugen sie an einer Pede nach Hause. Natürlich benutzte man für die Wäsche nur das weiche Seewasser. Das Ausspülen der Wäsche erforderte einen einzigen Arbeitsgang, da man direkt im See „ausschälte.“ Die Kehlener Hausfrauen waren stolz auf ihre „zarte“ Wäsche. Und wenn sie ihre Stuben reinmachten, trugen sie Bänke und Stühle an den See hinaus und scheuerten sie da mit Seesand und grüner Seife. Die hölzernen Eimer und Stippel wurden ebenfalls mit Seesand gescheuert und zum Trocknen auf die Gartenzäune gestülpt. Das Sonnabendbad der Kinder erforderte im Sommer wenig Umstände. Sie wurden eingeseift und im See „abgestukt.“

Im Winter war das Wassertragen oft sehr beschwerlich. Der See fror zu. Dann wurde am Ende eines jeden Steges eine Wuhne ins Eis geschlagen. Aus dieser Wuhne schöpfte man das Wasser. Wenn starker Frost war, fror sie jede Nacht wieder zu und mußte am Tage neu geschlagen werden. Wenn mit zunehmenden Frost die Eisdecke dicker wurde, mußte man weiter auf dem See Löcher schlagen, wollte man nicht beim Schöpfen den Grund aufrühren und schmutziges Wasser nach Hause bringen. So war der Weg zum Wassertragen weiter geworden, und er war zudem noch glatt. Da kam es vor, daß den Wasserträgern die Schlorren abglitschten und sie mit der Tracht am Boden landeten. Die ostpreußischen Winter waren schneereich. Trieb der Schnee zu

„Schanzen“ zusammen, mußten jeden Tag Steige geschaufelt werden. In solcher Zeit wurde mit Wasser „gespart,“ damit die Wassertonne nicht zu schnell leer wurde.

Die Kinder hatten den See im Winter beinahe noch lieber als im Sommer. Wenn er „tojeschuurt,“ d. h. mit einer leichten Eisdecke überzogen war, machten sie am Uferand „Beegies“ (Biegeeis). Das dünne Eis bog sich unter ihren Füßen, und sie mußten flink weiterlaufen, ehe es durchbrach. Oft genug aber fiel einer ins Wasser. Dann „kriegte der Riemen Arbeit,“ wenn aber die Kleider getrocknet waren, ging es doch wieder hinaus. Wenn das Eis trug, wurde der Weg zur Schule über den See abgekürzt. Dabei konnte man so herrlich „schorren.“ In der großen Schulpause waren die Kinder natürlich auf dem Eise. Der Lehrer konnte, wenn er nicht mitging, bequem von seinem Fenster aus die Kinderschar überwachen. Oft hatte er Mühe, seine Schäflein alle wieder zurückzubekommen, und er mußte laut „belken,“ wenn die großen Jungen sich zu weit vom Ufer entfernten. Am Nachmittag wurden die „Schlittchen“ herausgebracht. Es waren einfache Bretterschlitten, die die Väter gezimmert hatten. Die Kufen waren mit Bandeisen oder Blech beschlagen. Mit einem Stock stieß man sich ab. Schlittschuhe besaßen nicht alle Kinder. Die waren um die Zeit vor dem ersten Weltkrieg noch ein Luxusartikel. Aber man wußte sich zu helfen. Unter die Klumpen wurde dicker Draht genagelt, und so war das eine Art Schlittschuhersatz.

Wenn im Frühjahr der See „aufging“, gab es ein ganz besonderes Vergnügen: das „Steckies-Loope.“ Es dauerte lange, bis das starke Eis von der Sonne so mürbe gemacht worden war, daß der Wind es in Stücke zerriß, die dann auf der Wasseroberfläche schwammen. Wenn er diese Eisschollen zum Land trieb, konnte der Spaß beginnen. Mit einem kühnen Satz sprang man auf eine vorübertriebende Eisscholle, die durch das Gewicht sofort unter Wasser gedrückt wurde. Die Kunst des Stückeislaufens bestand darin, daß man schnell und geschickt von einer Eisscholle auf die andere hinübersprang, bevor man die Klumpen vollgeschöpft hatte. Wer aber eine Eisscholle verfehlte oder das Gleichgewicht verlor, nahm ein kaltes Bad. Als nach dem ersten Weltkrieg der Eissegelsport auf dem Schwenzaitsee aufkam, waren auch die Kehlener Jungens mit Begeisterung dabei. Sie hatten den Sportlern bald so viel abgeguckt, daß sie sich selber Schlitten bauten. Die Bretter „organisierten“ sie sich auf den Bauernhöfen, und die Mütter mußten ein Bettlaken opfern, aus dem sie sich das Segel anfertigten. So machten diese „Piraten“ den Regattafahrern Konkurrenz und holten mit ihren selbstgebastelten Schlitten beachtliche Geschwindigkeiten heraus, so daß man bei der Regattaleitung auf sie aufmerksam wurde und das „Piratensegeln“ ins Programm aufnahm. Bei Herrn Tepper, der in Schwenten eine Werft besaß, fanden sie großzügige Unterstützung. Er schenkte ihnen Material für die Schlitten, und sie konnten in seiner Werkstatt unter fachmännischer Anleitung an der Verbesserung ihrer Schlitten arbeiten.

Vor ca. 60 Jahren waren die Kehlener Manns noch alle Fischer. Die Berufsfischer arbeiteten auf der „Fescherie,“ d. h. beim Fischereipächter gegen Lohn, der aus Geld und einem Deputat an Fischen bestand. Die Bauern hatten eigene Fischereiberechtigung, und auch die Losleute stellten Netze, denn die Fische waren die Hauptnahrung der Dorfbewohner. Fast in jedem Haus war eine „Klepp“ vorhanden. Das war ein Zugnetz, mit dem man im flachen Wasser ohne Kahn fischen konnte. Die Klepp bestand aus zwei Netzflügeln und einem Sack in der Mitte. Es fischten immer zwei Mann mit einer Klepp. Sie wateten ins Wasser hinein und zogen das Netz auseinander. Jeder zog an einem Flügel, und die Fische fingen sich im Sack. Manchmal wurde er voll. Wenn zwei Nachbarn zusammenkamen, sagte wohl einer zum anderen: „Na, Libb, wat es, well wie met de Klepp goahne?!“ Und dann gingen sie beide, der Mechel

und der Libb (= Gottlieb) frühmorgens schon, bevor ihre Tagesarbeit begann, mit dem Netz los, damit ihre Frauen etwas zu kochen hatten. Als später die Fischereiberechtigung „abgelöst“ wurde und nur noch die Pächter das Recht zu fischen hatten, traf es alle Dorfbewohner hart. Auch die Bauern verloren ihre Fischereiberechtigung, und wenn sie Fische essen wollten, mußten sie diese kaufen. Wer aber etwas kaufen will, muß Geld hinlegen. Und das war doch in diesem Falle unsinnig, wo man die Fische buchstäblich vor Augen hatte. Man riskierte es zunächst „glupsch“ (= heimlich) zu fischen. Aber die staatlichen Fischereiaufseher waren auf dem Posten. Wenn sie einen Wildfischer erwischten, verlor er Netze und Kahn und kam vor Gericht. Das wurden dann doch teure Fische, und so ließ man schweren Herzens nach und nach das Fischen sein.

Auch die großen Jungen des Dorfes kamen um manches Vergnügen, seitdem sich die Aufseher „herumtrieben.“ Verboten war das „Hechtspicken“ und das „Hechtdowen,“ zwei Arten des Hechtfangens, welche die Jungen bislang mit Leidenschaft ausgeübt hatten. Es drohte ihnen Bestrafung, wenn sie dabei erwischt wurden. Wenn im Spätherbst in einer windstillen, frostklaren Nacht der See zufror, war das Eis glasklar und durchsichtig und ideal zum Hechtdowen. Die Fische schwammen dicht unter der noch verhältnismäßig dünnen Eisdecke. Die Jungens hatten sich Schlittschuhe angeschnallt und sich mit einem großen Holzhammer oder auch nur mit einem recht dicken, gebogenen Knüppel bewaffnet und lauerten den Hechten auf. Kam nun einer angeschwommen, so wurde er mit einem kräftigen Hieb auf das Eis betäubt und blieb liegen. Die Eisdecke wurde aufgeschlagen und der Hecht herausgeholt. In dem umgehängten „Krepsch“ brachten geschickte und geübte Jungen ansehnliche Beute nach Hause. Im Frühjahr, wenn der See vom Rand aus aufzutauen begann, gingen sie „Hechte spicken.“ Das Eis mußte dann schon mürbe sein und sich leicht durchstechen lassen. Als Fanggerät benutzten sie eine Art Speer, den „Häktspeer.“ Das war ein an einer Stange befestigtes Stück Eisen, das mehrere spitze Zinken hatte. Im Schilf, nicht weit vom Ufer, stellten sie sich auf und lauerten auf den Hecht, der zum offenen Wasser geschwommen kam. Blitzschnell stießen sie mit dem Häktspeer zu, wenn sie ihn erblickten. Auch hier machten sie, wenn sie Glück hatten, gute Beute, und nicht selten trugen sie fünf bis sechs Brathechte nach Hause. Diese Art des Fangens war aber besonders roh, da sie mit den spitzen Zinken des Speers die Fische verwundeten.

Die Berufsfischer erhielten, wie ich schon erwähnte, vom Pächter, bei dem sie im Arbeitsverhältnis standen, neben Barlohn auch ein Deputat an Fischen. Was sie davon nicht im eigenen Haushalt verbrauchten, konnten sie verkaufen. Wenn ein Fischzug besonders reich ausgefallen war, so teilte ihnen der Pächter wohl auch noch zusätzlich über das Deputat hinaus Fische zu. Wenn die Fischer vom See kamen, wurden zu Hause sofort die Fische verlesen und sortiert. Die für den Verkauf bestimmten trugen die Fischerfrauen dann gleich in die 3 Kilometer entfernte Stadt Angerburg, wo sie immer Abnehmer fanden. Der Korb mit den Fischen wurde in ein großes blaues Tuch eingebunden und auf den Rücken genommen. Die Enden des Tuches wurden über der Brust verknötet. Das war der „Fischpungel.“ Auf dem Hinweg ging jede Fischerfrau für sich allein und war bestrebt, den anderen möglichst zuvorzukommen, denn dann war sie sicher, ihre Fische schnell loszuwerden. Den Heimweg traten sie in Gesellschaft an. Kilometerweit hörte man ihre lebhaft unterhaltend, noch bevor man sie erblickte. Sie hatten ein schweres Leben, denn neben dem täglichen Gang mit den Fischen hatten sie ja auch noch ihren Haushalt und die Familie zu versorgen. Im Sommer hatten sie nicht nur ihren Hausgarten und das Kartoffelfeld in Ordnung zu halten, sondern mußten daneben noch viele Tage beim Bauern „arbeiten“ für Miete, Fuhr-

werke, Getreide u. a., für das sich der Bauer nicht mit Geld bezahlen ließ, da er Arbeitskräfte brauchte. Aber was eine richtige Fischerfrau war, die wäre krank gewesen, wenn sie einen Tag nicht hätte mit dem Fischpungel gehen können. Sie hatte immer „frisches Geld in der Wirtschaft," und die Fischer standen sich wirtschaftlich alle gut. Sie waren niemals arbeitslos und fischten im Sommer wie im Winter. Im Winter fischten sie mit dem sogenannten Wintergarn unter Eis. Mit einem besonderen „Stintgarn" wurde der Stint gefischt, der enorme Fänge lieferte. Das ganze Dorf aß dann Stinte, sie waren preiswert und wurden gern gegessen. Oft holten sich die Bauern die Stinte direkt von den Fischern auf dem See ab. Für ein großes Bund Richtstroh, das die Fischer für ihre Ausrüstung brauchten, und für einen Liter Brantwein brachten sie einen ganzen Kartoffelkorb voll Stinte nach Hause.

Nach der Vertreibung ist das Dorf von Polen besiedelt worden. Auch unter den neuen Einwohnern sind Fischer, die die anliegenden Seen befischen. Die Bauernhöfe sind ebenfalls mit Polen besetzt.

Berta Gross

## Die Chronik der Schule und Gemeinde Kehlen

angelegt im Jahre 1855 von Lehrer Klein und fortgeführt von seinen Nachfolgern bis zum Jahr 1944  
und

### das Classen-Buch für die Schule in Kehlen

angelegt im Jahre 1830  
nebst einem Inventarverzeichnis von 1827  
— das Klassenbuch enthält die Eintragungen von 1594 Schüler-  
namen und Daten — fortgeführt bis zum Jahre 1944  
sind von dem letzten Lehrer der Schule Kehlen,  
Karl Lettau, jetzt Göttingen, Am Sölenborn 10,

### dem Archiv der Kreisgemeinschaft Angerburg

übereignet worden.

Die Kreisgemeinschaft dankt dem Einsender für diese überaus wert-  
vollen Archivalien, die Interessenten zur Einsichtnahme im Archiv  
in Rotenburg zur Verfügung stehen.

F. K. Milthaler, Kreisvertreter

## De groote Kräv't

Enne Därper rundomme Schapow vertellde de Lied ömmer von eenem groote Deer, dä ennem See hucke sulld. De Schapow (Stiller See) weer mächtig deep onn opp alle Siede gingk ronn wie vonne Dack. De Lied säde: Dat öf de Kräv'teboll! Se wulle ook all wat von ämm gesehne häbbe: Eener e bemossde Puckel, de andre e lange Scheer mett Dosse, e drödder poar gleehjende Ooge, greeter wie dem Oss sine —. Obber keiner hadd'äm doatomoal röchtig gesehne. —

Enmoal emm Freehjoahr deede poar Bure ut Grischgirre Holz rökke annem Boad-platz. Doa weer de eenzige Stell, wo beske städ rönngingk onn kunnst Peerd schwämme loate. Enn jänne Tiede weer dä Eck annem See mett Beem onn Strieker mehr toogewachse. — Een Buer enne Neej heerd e poarmoal so luut Rehre enne Woater onn Plansche onn Klatsche — onn denn weer wedder stöll. —

Bim Kleenmöddach vertell'd'er et ferre andere. Dä spötze de Ohre onn meene, so molte doch moal sehne goahne, wat doa öss. Wie'se nu ok all e Kornus genaahme onn de Pip angerookt hadde, goahne's däm kleene Stiechke runn —, ok noch däm groote Husch romm —, onn — wat meen Ju wohl — ferr ännne, half enne Woater, leech so groote Deer — ganz schwartbruun — onn schleep. Opp jede Sied hadd'er e Scheer, bool wie e Häwload —, onn poar Ooge, greeter wie Katzekäpp —! Dat kunn bloß de Kräv'teboll sönn. —

De Bure korb kehrt — dem lange Holzkett, e poar Peerd onn — se ware ämm schasse! — Ganz leis onn man sachtke schlänge's dem schwoare Kett eerscht omm eenem onn denn ommem andre Scheer — de dicke End reegd geroad oppe Ufer —, hänge geschwind dem Brack annem groote Ringk, onn — mett „Hüii opp" onn goot ennjepitscht: De Peerd önnne Säle! —

Dä Kett strämmd sich, dä lange Scheere hove sich, dä Deer plierd moal mette Ooge, obber wurl emmer greeter onn emmer länger —, weer nu all breet wie dree Osse von hinde — onn hadd sinem Puckel ganz jreen bemoss — —.

Wie 'er bool rut weer — de Zoagelring keeme all vör —, spard'er de Ooge opp —, ruggsd moal too mette Scheere — de Peerd hadde bool oppe Noarsch gefalle —, denn blinzeld'er noch'e moal — onn wurd nu eerscht gewoahr, dat 'er äwend oppem Dreeje huckt. —

Obber doa spörrd he dä groote Scheere jägene Ufer onn haud mettem gewaltige Zoagel enn däm Schapow, dat ömmer de Woater hochopp schuumd onn spritzd böss enne Beem onn aller nat. Onn denn: Een Knall onn'e Plauksch! — de Peerd flooje oppe Näs' —, de Kett weer geräte — onn vom Kräv'teboll weer nuscht mehr tu sehne. Man Hupes Schuum äverall — onn hoge Welle klatschde jägene Ufer. —

(Erz. Otto Obuch, KK 1958)

Ann. d. Red.: Im Angerburger Heimatbrief — Heft 45 — Ostern 1963 berichtet Pastor Teschner: Der „Stille See". In diesem „Stillen See" bei Benkheim hat nach der vorstehenden plattdeutschen Aufzeichnung „De groote Kräv't" gelebt. Das bestätigt auch Pfarrer Walsdorf als Sage im Ostpreußenblatt, Jahrgang 13, Folge 17.

## Viel haben macht nicht reich - Rückschau und Ausblick

Das Jahr 1965 geht zu Ende, das uns wie keines zuvor das Erinnern brachte an die Zeit vor 20 Jahren, angstvolle Tage vor dem Einbruch des Feindes, überstürzte Flucht unter dem Donner der Geschütze und dem Geheul der Tiefflieger und der Verlust aller unserer Habe. Es war ein Aufbruch mit ungewissem Ziel, in eine dunkle Zukunft, voll von Not und Entbehrung, oft getrennt von den Angehörigen und bangend um das Schicksal lieber Menschen. Und wenn sich heute auch vieles zum Besseren gewendet hat, wohl keiner mehr in wirklicher Not, viele aber wieder in einem eigenen Heim und in gewissem Wohlstand leben, so ist es doch gut, jener Zeit noch einmal nachzuzusinnen und zu bedenken, was sie uns nahm und — was sie uns gab. Denn ich meine, auch Armut und Elend vermögen uns zu beschenken.

Es gibt sicher noch viele, denen das Wort „Einsatzurlaub“ ein Begriff ist. Was lag nicht alles darin? Ein seltsames Gemisch von Freude und von Bangen, ein letztes Eintauchen in das Heimische und Gewohnte, ehe man dem Ungewissen hingegeben ward und nicht wußte, ob man es überdauern würde oder ob es einem bestimmt war, darin zu vergehen. Grauen und Tod stehen vor einem, und man lebt noch einmal in der stillen, herrlichen Welt weit ab von allen Fronten das altvertraute Leben. Allen Reichtum, alle Liebe und alles Glück kostet das Herz und genießt den zivilen Tag vom Morgengold, das die Bäume und Büsche des Gartens überstrahlt bis zum Sternenkranz über den vertrauten Giebeln und Gipfeln.

Einsatzurlaub Anfang Juli 1944. Die ersten sieben von den vierzehn Tagen verlebte ich in meiner Schule in Seehausen am Goldapgarsee. Ich war ein Gast in meinem Hause. Nur die große Stube blieb mir mit den Fenstern zum See, in den anderen Räumen wohnten die beiden Berliner Lehrerinnen, die, evakuiert aus der gefährdeten Stadt mit ihren Kindern, sie und die meinen hier unterrichteten. Lange stand ich am Fenster und sah, wie das Goldgewölk über dem See verglomm zu dem grünblausilbernen Dämmern der hellen Sommernacht.

Gesang weckt mich am Morgen „... komm heraus du aus dem Haus, komm heraus du aus dem Stübchen, denn die Sonn', denn die Sonn ist da!“ Und dann singen mir meine Kinder ein feierlich Morgenlied:

„Morgensonne lächelt auf mein Land,  
Wälder grünen her in dunklem Schweigen,  
jedem Schatten bin ich nah verwandt,  
jedes Leuchten nimmt mich ganz zu eigen ...“

Noch Schlaftrunken mit zerzaustem Haar lehne ich aus dem Fenster. Lachende, strahlende Gesichter! „Sie kommen doch ein bißchen zu uns in die Klasse?“ so fragen sie. „Aber gewiß, wenn Fräulein Kendelbacher nichts dagegen hat,“ sage ich. „Wie können sie das nur denken?“ verwahrt die sich. Und nach einer Stunde war ich dann bei ihnen, und es wurde viel gefragt und viel erzählt. Als ich dann zum Schluß fragte, ob sie noch einen Wunsch hätten, riefen sie: „Sagen sie uns doch einen neuen Spruch!“ Ja, diese Sprüche, in einer kleinen Morgenfeier leiteten sie nach einem Lied stets unser Tagewerk ein, und vielleicht hatten die Berliner Lehrerinnen ihnen nicht immer den gebührenden Rang eingeräumt. Sie waren mir und den Kindern lieb, mir vor allem, weil sich hier ein Tröpflein Menschlichkeit einflößen ließ, ungegrübt von der Ätze der

Partei parolen jener Jahre. Einen Spruch? Ich dacht nach, und weil ich am Abend vor dem Einschlafen noch ein wenig im Angelus Silesius geblättert hatte, von dem ihnen auch schon einiges vertraut war, schrieb ich ihnen an die Tafel:

„Viel haben macht nicht reich,  
der ist ein reicher Mann,  
der alles, was er hat,  
ohne Leid verlieren kann!“

Sie nahmen ihn hin und wußten damals noch nicht, daß es das letzte war, was ich ihnen geben konnte, und wir alle wußten nicht, daß schon wenige Monate später, als unser Dorf geräumt werden mußte, dieser Spruch eine Bewährung von uns fordern sollte.

„Viel haben macht nicht reich,“ lag nicht in jenem Spruch eine Vorahnung alles Kommenden? So mancher wird in den Zeiten des Aufbruchs daran gedacht haben. Und die Frage steht vor unserem Gewissen: Sind wir reich geblieben in all der Not, dem Leid und der Entbehrung?

Ich glaube doch, daß wir vieles schätzen lernten, was uns früher so selbstverständlich schien. Hat uns nicht die Vertreibung aus der Heimat erst ihren Wert recht bewußt gemacht, uns Auge und Herz geöffnet für ihre Schönheit, ihre geschichtliche Größe, ihre prägende Kraft für unser Wesen und Leben? Ist es nicht jetzt erst so recht klar geworden, was sie an Schätzen geistigen und seelischen Lebens barg in Wort und Brauch und einer Fülle herrlicher Lieder? Vor allem aber ist uns doch wohl bewußt geworden, was ein Mensch dem andern wert sein kann. Das sind die Schätze, die uns die Heimat mitgab, und dies Erinnern sollte dazu führen, sie in uns zu erhalten für alle Zeit.

Sollten wir Vertriebenen, die mehr als andere aus bitterer Erfahrung wissen, daß Besitz und Geld und Wohlleben nicht die höchsten Güter sind, denen man sein Leben verschreibt, nicht auch berufen sein, uns mehr als andere für den Dienst am Menschen und die Erhaltung seelischer Werte einzusetzen? Wir erfüllen damit zugleich ein Vermächtnis unserer östlichen Heimat, in der man, den Urkräften der Natur noch stark verbunden, sich stets Innerlichkeit und Frömmigkeit und ein herzwarms Füreinandersein im Denken und Tun und Dichten zu bewahren, allem Lärm und Trubel der heuligen Welt eine schlichte, fromme, heimatliche Weihnacht zu feiern.

Und wenn meine Kinder mich heut nach einem Spruch für das kommende Jahr fragen würden, könnte es nur eine Mahnung sein zum Dienst am Menschen im Kreis unserer Familien, unseres Berufs, unserer Nachbarn und so weit darüber hinaus wir es vermögen:

Dies nur gibt dem Dasein Sinn:  
Freude schaffen, Liebe geben!  
Nur was ich den andern bin,  
das macht wert mein Leben.  
Wisse, daß der Himmel dir  
kein schöner Glück kann schenken,  
als daß viele für und für  
in Liebe an dich denken.

Fritz Audrisch

## Hinweise

### Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt

Walter von Sanden-Guja, **Gedichte**

Der erste Gedichtband des bekannten Naturschriftstellers. 144 Seiten mit zahlreichen Vignetten von Edith von Sanden-Guja. Landbuchverlag GmbH Hannover. Leinen DM 6,80.

### Leben, was war ich dir gut

Agnes Miegel zum Gedächtnis — Stimmen der Freundschaft und Würdigung. Herausgegeben von Ruth Maria Wagner. Gräfe und Unzer Verlag München. 65 lebensvolle Originalbeiträge erzählen von der Freundschaft mit der Dichterin. 164 Seiten und 4 Kunstdrucktafeln. Leinen in farbigem Schutzumschlag DM 16,80.

### Ostpreußen im Bild — 1966

Ein Bild-Postkartenkalender mit 25 Heimataufnahmen, der langjährige Begleiter vieler ostpreußischer Familien. Verlag Gerhard Rautenberg. 295 Leer/Ostfriesland. Kartoniert DM 3,90.

### Der redliche Ostpreuße

Ein Kalenderbuch für 1966 / 17. Jahrgang. Herausgeber: Emil Johannes Gultzeit. 110 Seiten Textbeiträge mit vielen Bildern geben neben dem Kalendarium inhaltsreichen Lesestoff aus der ostpreußischen Heimat. Verlag Gerhard Rautenberg, 295 Leer/Ostfriesland. Kartoniert DM 3,90.

### Seminare der Landsmannschaft Ostpreußen im Ostheim, Bad Pyrmont, im Jahre 1966

26. bis 30. 1.	Jugendbetreuer der Heimatkreise
23. bis 28. 5.	Jugendseminar
17. bis 23. 7.	Jugendseminar
22. bis 28. 8.	Jugendseminar
21. bis 27. 11.	Jugendseminar
13. bis 19. 3.	Heimatpolitisches Seminar
3. bis 9. 4.	Heimatpolitisches Seminar — Ostseminar für Lehrer
12. bis 18. 6.	Heimatpolitisches Seminar
14. bis 20. 8.	Heimatpolitisches Seminar
17. bis 23. 10.	Heimatpolitisches Seminar
16. bis 22. 5.	Frauenseminar
12. bis 18. 9.	Frauenseminar
7. bis 13. 11.	Frauenseminar
24. bis 31. 7.	Jugendfreizeit Kreis Schloßberg

## Familiennachrichten

soweit diese bis zum 15. November 1965 bekannt waren

Wir betrauern den Heimgang nachstehender Landsleute und haben den Angehörigen die herzliche Anteilnahme der Kreisgemeinschaft ausgesprochen.

**Effenberger**, Elfriede geb. Kosziak (Siewken) am 9. 5. 1965 — 30 Jahre alt — Angehörige: Ehemann Hugo Effenberger, 4252 Herten/Westf., Henry-Dunant-Str. 11.

**Niederstrafjer**, Klara geb. Reuter (Siewken) am 20. 7. 1965 — Angehörige: Sohn Helmut Niederstrafjer, 587 Hemer-Westlig/Westf., Körnerstraße 1.

**Stanko**, Kurt (Angerburg, Lötzer Straße 27a), Verwaltungsangestellter, am 21. 7. 1965 — 57 Jahre alt — Angehörige: Ehefrau Gertrud Stanko geb. Schemioneck, 333 Helmstedt, Triftweg 24.

**Kornatz**, Otto, Landwirt (Gembalken) am 27. 8. 1965 — 77 Jahre alt — Angehörige: Ehefrau Martha Kornatz geb. Schulemann, 1 Berlin 65, Steegerstraße 70.

**Urban**, Emma (Hartenstein) am 28. 8. 1965 — 91 Jahre alt — Angehörige: Robert Opitz, 2 Hamburg-Volksdorf, Horstlooge 35.

**Goldack**, Auguste geb. Pukas (Soltmahnen) am 6. 9. 1965 — 72 Jahre alt — Angehörige: Ehemann Franz Goldack, 316 Lehrte/Hann., von Borkestraße 2.

**Graap**, Alwine geb. Zenthöfer (Engelstein) am 11. 9. 1965 — 83 Jahre alt — Angehörige: Sohn Gerhard Graap, 6442 Rotenburg/Fulda, Brückengasse 13.

**Schlizio**, Franz, Kaufmann (Hartenstein) am 18. 9. 1965 — 79 Jahre alt — Angehörige: Sohn Rudi Schlizio, 56 Wuppertal-Elberfeld, Seilerstraße 43.

**Bonk**, Anna geb. Ossa (Großgarten) am 19. 9. 1965 — 72 Jahre alt — Angehörige: Sohn Herbert Bonk, 634 Dillenburg-Hof, Feldhachstraße 53.

**Hermann**, Anastasia geb. Saremba (Angerburg, Masurenstraße 1) am 30. 10. 1965 — 65 Jahre alt — Angehörige: Sohn Fred Hermann, 2 Hamburg 61, Vielohweg 186.

**Rautenberg**, Eduard, Bauer (Haarschen) am 11. 10. 1965 — 90 Jahre alt — Angehörige: Tochter Mia Geisler X 2864 Plau/Meckl., Plötzenhöhe - Seestraße 8.

### Bestellungen auf unseren Heimatbrief

nimmt der stellvertretende Kreisvertreter Franz Jordan jederzeit gern entgegen

Jede freiwillige Spende dafür wird dankbar begrüßt



## Wir übersandten herzliche Wünsche und Grüße zum Geburtstag

an alle Landsleute, die im Heimatbrief Nr. 51 unter „weitere Geburtstage“ bis zum 15. 11. 1965 genannt sind. Aus Gründen der Kostenersparung wird auf die nochmalige Benennung der Anschriften verzichtet.

Ferner an:

- 91 Jahre am 6. 11. 1965 Kowalewski, Emma geb. Petzer (Hochsee-Hegewald) 463 Bochum, Weimarer Straße 6 a.
- 80 Jahre am 7. 11. 1965 Liedtke, Margarete geb. Lenk (Angerburg, Bismarckstraße 1), jetzt 8602 Gaustadt über Bamberg, St. Josefheim.
- 75 Jahre am 8. 9. 1965 Kasper, Minka geb. Kappas (Angerburg) 2 Hamburg 22, Schubertstraße 64.

### ZUR VERMÄHLUNG

27. 3. 1965 Helmut Reischle geb. Kotzan (Angerburg, Bahnhofstraße 21) und Hans Dieter Reischle, Feinwerk-Ingenieur jetzt: 33 Braunschweig, Fallerslebener Straße 50.
22. 10. 1965 Gundula Schmidt geb. Seifert (Eltern Pfarrer Walter Seifert — vermisst — und Anneliese geb. Freyberg (Wensken-Freyhof) und Jörn Schmidt jetzt: Gymnasialoberschullehrerin Gundula Schmidt, 314 Lüneburg, Reiherstieg 30.
19. 11. 1965 Ruth-Elisabeth Symann (Schwenten) und Erich Sommerfeld (fr. Allenstein/Ostpr.) jetzt: 5678 Wermelskirchen-Pohlhausen 5.

### ZUR SILBERNEN HOCHZEIT

17. 11. 1965 Robert Kewitz und Frau Ursula geb. Schimanski (Angerburg, Bahnhofstraße 43, jetzt: 1 Berlin 30, Bamberger Straße 26.
25. 1. 1965 Albert Kumbstaller und Frau Ella geb. Skibbe (Kanitz), jetzt: 672 Speyer, Fliederweg 9.

### ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

8. 12. 1965 Bankdirektor i. R. Hans Priddat und Frau Hertha geb. Ballhorn aus Angerburg. Jetzt wohnhaft in 638 Bad Homburg v. d. H., Seifgrundstraße 15.

### ZUR BESTANDENEN PRÜFUNG

- Frau Dr. Erika Hildebrandt, Tochter des Kreisangestellten Karl Hildebrandt (verstorben) und seiner Ehefrau Emmy geb. Gralla aus Angerburg hat ihre Prüfung als Facharzt für Chirurgie mit „gut“ bestanden. Sie wohnt jetzt in Hildburghausen/Thür., Wilh.-Rathe-Straße 18.

## Geschäftsführung und Organisation

Die gesamte **Heimatkreisartei** und der Versand des Angerburger Heimatbriefes liegen in Händen der Geschäftsstelle, die der stellvertretende Kreisvertreter Franz Jordan führt.

Alle Anfragen in Kartei- und Suchangelegenheiten und Mitteilungen von Anschriftenänderungen — Heimatanschrift nicht vergessen — sind an die Geschäftsstelle zu richten. Die Heimatkreisartei kann aber nur die immer noch zahlreich eingehenden Anfragen richtig beantworten, wenn Sie selbst alle die Kartei durch Mitteilung aller Veränderungen, das sind Wohnungswechsel, Geburten, Eheschließungen und Todesfälle, auf dem laufenden halten.

Für den Inhalt des **Heimatbriefes** verantwortlich ist der Kreisvertreter Friedrich-Karl Milthaler, daher Wünsche, Kritik und Material für den Inhalt des Heimatbriefes an diesen. Den bisherigen Mitarbeitern des Heimatbriefes sei an dieser Stelle der Dank der Kreisgemeinschaft und der Redaktion gesagt. Die Redaktion bittet höflichst um das Verständnis der Einsender, wenn aus Zeitmangel nicht immer der Eingang aller Einsendungen bestätigt wird bzw. keine Nachricht erteilt wird, wenn eine Veröffentlichung aus Gründen verschiedener Art nicht möglich ist. Trotzdem wird schon heute um recht zahlreiche Mithilfe für die Ausgestaltung des nächsten Heftes des Angerburger Heimatbriefes, das zu Ostern 1966 erscheinen soll, gebeten. Neben Beiträgen in Text und Bild aus der Heimat vor 1945 werden auch solche aus der Zeit danach vom Existenzaufbau unserer Landsleute außerhalb der Heimat, von ihrer Tätigkeit in der Öffentlichkeit und vom Geschehen in der Heimat unter fremder Verwaltung erbeten.

Die Bearbeitung der **Familiennachrichten des Heimatbriefes** hat ab 1. 1. 1965 der Kreisälteste Prov.-Baurat a. D. Ernst Groos übernommen, diesbezügliche Zuschriften sind an ihn zu richten.

**Die Kassenführung der Kreisgemeinschaft** konnte seit der letzten Berichterstattung insgesamt 10 Einzelspenden von 20 DM, eine von 40 DM und eine von 50 DM sowie zahlreiche kleinere Spenden für den Heimatbrief in Empfang nehmen. **Die Kreisgemeinschaft dankt auf diesem Wege allen Spendern und Förderern** ihrer Arbeit. Die zunehmende Zahl größerer Einzelspenden ist erfreulich und hilft die ständig steigenden Kosten des Heimatbriefes tragen. Diese größeren Einzelspenden dürfen aber gern noch weiter zunehmen. Gerade die **Landsleute**, die wieder in **guten wirtschaftlichen Verhältnissen** sind, **werden herzlich gebeten**, den Angerburger Heimatbrief **mit einer Spende zu unterstützen**.

Das **Postscheckkonto der Kreisgemeinschaft** lautet:

Postscheckamt Hamburg, Konto Nr. 742 für: Kreissparkasse des Kreises Segeberg, betrifft: Gutschrift für Konto Nr. 50, Otto Boldt, Bad Segeberg — Sonderkonto Kreisgemeinschaft Angerburg.

Außerdem sind **Banküberweisungen** auf das Konto Nr. 50 bei der Kreissparkasse Segeberg möglich.

Die **Anschriften der Kreis Ausschussmitglieder** und Sachbearbeiter sind:

Ernst Groos, Prov.-Baurat a. D., 3 Hannover-Kirchenrode, Molanusweg 40  
Familiennachrichten

Franz Jordan, 213 Rotenburg (Han), Mittelweg 33  
Heimatkreisartei. Geschäftsstelle, Versand des Heimatbriefes

Otto Boldt, 236 Bad Segeberg, Teichstraße 18  
Kassenführung

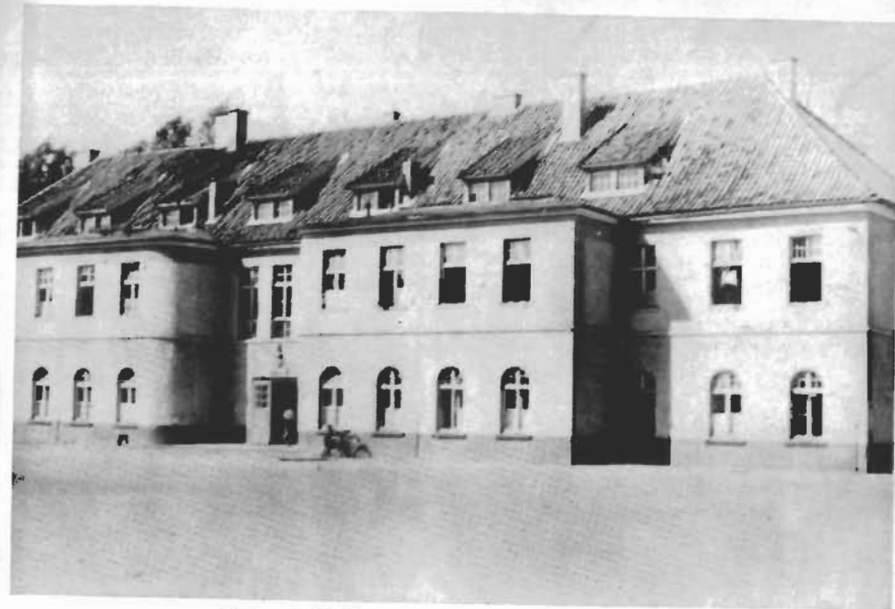
Erich Pfeiffer, 405 Mönchengladbach, Buscherstraße 19  
Innere Organisation

Horst Labusch, 2 Hamburg-Niendorf, Münchhausenweg 12  
Jugendarbeit

Dietrich Wawzyn, 2 Hamburg 20, Heilwigstraße 123  
Öffentlichkeitsarbeit

Klaus Gruhnwald, 2411 Niendorf (Stecknitz), über Mölln (Lauenburg)  
Landwirtschaftssachen

Friedrich-Karl Milthaler  
Kreisvertreter  
2383 Görrisau  
Post Jübek, über Schleswig



Volksschule Angerburg 1965 (2 Fotos: Archiv)



Turnhallen bei der Volksschule 1965 (Jetzt „Kulturhaus“ Angerburgs)

Titelbild: Die Reufener-Allee in Angerburg

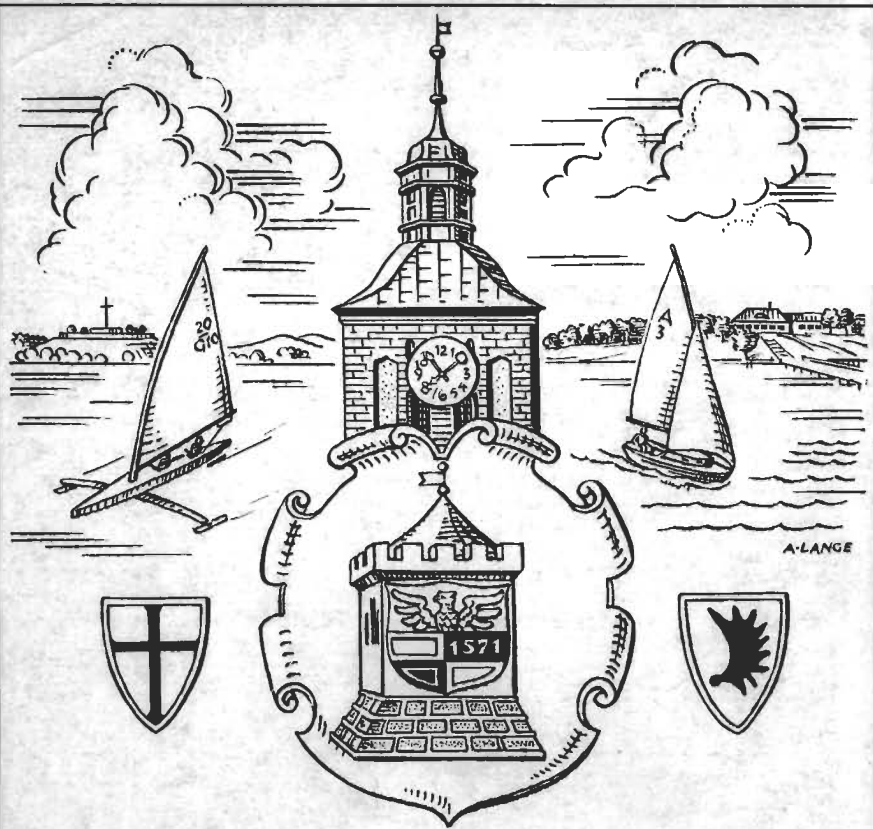
Bildtitel vom HB 51: Der Ulmendom auf der Insel Upalten und Volksschule in Angerburg

Herausgeber: Kreisgemeinschaft Angerburg in der Landsmannschaft Ostpreußen E. V.

Redaktion: Kreisvertreter F. K. Milthaler, Görrisau, 2383 Post Jübek über Schleswig

Druck: Buchdruckerei Karl Sasse, 213 Rotenburg (Han)

Versand: Stellv. Kreisvertreter F. Jordan, 213 Rotenburg (Han), Mittelweg 33



Angerburg im Heimatland ist und bleibt uns festes Band!  
Dabei will helfen der Heimatbrief, den man dafür ins Leben rief.  
Dreimal im Jahr 3000 Stück,  
lenken die Blicke voraus und zurück.  
Seine Kosten sollen sich decken aus Spenden,  
so muß er sich bittend an seine Leser wenden:  
Ein jeder sein Teil dazu gebe,  
damit unser Heimatbrief lebe! R. V.